

Andrea Kochniss
Herzwinter

Andrea Kochniss

Herzwinter

Roman

Impressum

Texte: © 2021 Copyright by Andrea Kochniss

Umschlag: © 2020 Copyright by Andrea Kochniss
(Bildquelle: pixabay)

Verantwortlich

für den Inhalt: Andrea Kochniss
Salamanderweg 11
53881 Euskirchen
loonaisis@gmail.com

Druck: epubli – ein Service der Neopubli GmbH,
Berlin

Heute

Der Nieselregen wirbelt wie feine Sandkörner in mein Gesicht. Anhand der schneidenden Kälte ist es offensichtlich, dass es nicht mehr lange dauert, bis sich die Tropfen in Schnee verwandeln.

Eben noch habe ich die angenehme Wärme des sozialen Kaufhauses, das ich gerade verlassen habe, genießen können. Ich atme noch einmal tief durch und schlinge meine neue Jacke enger um meinen Körper, bevor ich aus dem nur bedingt wettergeschützten Hauseingang auf den Bürgersteig trete.

Ich hatte Glück. Der winddichte Parka war gerade erst frisch gereinigt in den Kleiderfundus aufgenommen worden. Selten habe ich bisher die Chance gehabt, an ein so gut erhaltenes und vor allem wärmendes Kleidungsstück zu kommen. Zu dieser Jahreszeit ist solch ein Fundstück Gold wert.

Ich schlendere Seitenstraßen entlang. Ich gehe nicht gern durch die Fußgängerzone. Gerade jetzt in der Adventszeit, zudem noch einen Tag vor Heiligabend, hasten viel zu viele Menschen, die sich von diesem Mistwetter nicht abhalten lassen, über die Einkaufsstraße von Geschäft zu Geschäft.

Ich meide die Menschen. Ich bin gern für mich. Und ich reiche mir selbst vollkommen aus.

Ich ziehe meine weiße Pudelmütze tiefer ins Gesicht und hauche mir in die hohlen Hände, bevor ich meine warmen Handschuhe überstreife. Feine Atemwölkchen steigen zwischen meinen Fingern hervor. Je näher ich meinem Ziel komme, desto lauter werden die Geräusche, die vom Alten Markt her klingen, dem Herz des Erpenicher Weihnachtsmarktes.

Dezember 1972

»Guten Morgen, Herr Höfer. Sie wollten mich sprechen?«, fragte ich, nachdem ich das Büro meines Chefs betreten hatte.

»Guten Morgen, Maier. Setzen Sie sich doch.« Kurt Höfer lehnte sich hinter dem massiven Schreibtisch auf seinem Stuhl zurück und schlug die Beine übereinander. Er zog ein Päckchen Zigaretten aus seiner Jackett-Tasche, nahm sich eine heraus und hielt mir die halbvolle Packung anschließend entgegen.

Skeptisch schaute ich die Packung an. Mein Chef hatte mir bis dato nie eine Zigarette angeboten. Davon abgesehen rauchte ich nicht gern. Ja, in Gesellschaft mit meinen Freunden, in der Kneipe, da steckte ich mir schon mal eine an und paffte sie. Einfach, weil es dazu gehörte, weil es alle machten. Aber eigentlich konnte ich dem Qualmen nichts abgewinnen.

Kurt Höfer deutete mein Zögern falsch. »Nun nehmen Sie schon, junger Mann. Seien Sie nicht so bescheiden. Bescheidenheit bringt einen im Leben nicht weiter.«

»Vielen Dank.« Ich griff zu, bevor ich mit einer Ablehnung etwas falsch gemacht hätte. Mein Chef steckte erst mir und dann sich die Zigarette an und lehnte sich anschließend wieder in seinem Sitz zurück.

»Wie lange arbeiten Sie schon für mich, Maier?«

»Dreieinhalb Jahre, Herr Höfer. Wenn ich die Ausbildungszeit in Ihrem Hotel dazurechne.« Ich zog an meiner Zigarette und versuchte, den aufsteigenden

Hustenreiz zu unterdrücken. Ich war nervös, hatte keine Ahnung, in welche Richtung dieses Treffen gehen würde. Es kam nicht oft vor, dass mein Chef mich zu einem persönlichen Gespräch in sein Büro zitierte.

»Doch schon so lange? Nun, das hätte ich nicht gedacht. Gefällt es Ihnen denn bei uns?«

Ich hatte einen Job. In dem angesehensten Hotel in der Gegend, in dem schon meine Mutter als Zimmermädchen gearbeitet hatte. Es war ein halbwegs gut bezahlter Job. Ich war im Service, momentan im hoteleigenen Restaurant beschäftigt. »Selbstverständlich, Herr Höfer. Ich bin sehr zufrieden mit meiner Arbeit. Sie ist sehr erfüllend.«

Höfer lachte laut schallend auf und schlug sich mit der freien Hand auf den Oberschenkel. »Der war gut, Maier! Der war wirklich gut!« Er wischte sich eine Lachträne aus den Augenwinkeln.

Ich war mir nicht sicher, wie ich mit dieser Reaktion auf meine Äußerung umgehen sollte. In keinem Fall hatte ich einen Witz machen wollen, hatte meinen Chef anscheinend trotzdem erheitert. In meiner Hilflosigkeit lächelte ich zaghaft. Damit machte ich bestimmt nichts falsch.

»Es gibt sicher spannendere Tätigkeiten im *Höfers*, als tagtäglich zu kontrollieren, ob die Kellner und Kellnerinnen ihre Arbeit anständig verrichten. Damit können Sie als junger Mann doch unmöglich zufrieden sein. Sie möchten Ihrer Gattin doch sicherlich etwas bieten?«

Ich merkte, wie mir Röte den Hals hinauf kroch. »Ich bin nicht verheiratet«, sprach ich leise aus.

Höfer wurde hellhörig. »Es gibt noch keine Frau

Maier? Dann sind Sie doch sicherlich verlobt?«

»Nein, Herr Höfer. Es gibt auch keine Verlobte.«

Ich ging ab und zu mit der Schwester meines besten Freundes Karl-Heinz zum Tanzen. Aber sie war nur eine Freundin. Mehr nicht. Die Richtige hatte ich einfach noch nicht getroffen. Wurde das jetzt zum Problem? Dass es momentan keine Frau in meinem Leben gab? Das hatte doch hoffentlich keine Auswirkungen auf meinen Arbeitsplatz?

Höfer nahm einen letzten Zug von seiner Zigarette und drückte sie dann energisch im Aschenbecher aus, den er anschließend zu mir über den Tisch schob. »Das ist ungewöhnlich für einen stattlichen jungen Mann wie Sie einer sind, Maier. Aber ich kann nicht sagen, dass mich das unglücklich macht. Ich habe nämlich eine Bitte an Sie.«

Mein Herz klopfte mittlerweile bis zum Hals. »Alles, was Sie möchten, Herr Höfer.«

Höfer lachte wieder sein laut schallendes Lachen und drohte mit dem Zeigefinger. »Seien Sie vorsichtig, was Sie da sagen, Maier! Ich könnte Sie beim Wort nehmen!«

Ich lachte mit, obwohl mir nicht danach war. Ich hielt es lediglich für angebracht.

»Spaß beiseite, Maier. Kommende Woche Donnerstag steht ein vorweihnachtliches Geschäftsessen mit der neuen Geschäftsführung von Morschbach & Sohn an. Sie wissen, wer Morschbach & Sohn ist?«

Zum Glück wusste ich das sehr genau. Morschbach & Sohn besaßen den in unserer Umgebung größten Lebensmittelhandel und belieferten das *Höfers* schon seit seinem Bestehen mit den Lebens-

mitteln, die unser Küchenpersonal für die im hotel-eigenen Restaurant zubereiteten Gerichte verwendete.

»Ja, Herr Höfer, das weiß ich.«

»Gut. Das Geschäftsessen soll zwar familiär gehalten werden, trotzdem hängt für das *Höfers* viel davon ab. Ich möchte, dass Sie mit dabei sind.«

»Ich?« Nun musste ich doch husten. Und das kam nicht vom Rauchen. Ich konnte mir keinerlei Reim darauf machen, was eine unbedeutende Service-Kraft wie ich bei einem Geschäftsessen der Chefetage verloren hatte. »Ich meine, das ist eine Ehre für mich. Aber ich verstehe nicht ganz, warum.«

»Das ist auch nicht nötig. Meine Bitte an Sie hat nichts mit dem zu tun, was dort besprochen wird. Ich möchte, dass Sie an diesem Abend die männliche Begleitung meiner Tochter sind.«

»Ihrer Tochter?«

»Ja, selbstverständlich. Meine Begleitung ganz sicher nicht!« Wieder dieses Lachen. Und dann, ganz unvermittelt, wurde Kurt Höfer wieder ernst. »Ich möchte, dass Sie an diesem Abend an ihrer Seite sind. Dass sie sich nicht verloren fühlt. Kümmern Sie sich um sie, machen Sie ihr Avancen.«

Ich sollte Höfers Tochter umgarnen? Dafür sollte ich zu diesem Geschäftsessen kommen? Kurz hatte ich gedacht, meine Anwesenheit bei diesem Treffen könnte wirklich wichtig sein. Wie töricht von mir. Wichtig sein für das Hotel. Nicht für eine Frau, die ich noch nie gesehen hatte. Ich hatte bis jetzt nicht mal gewusst, dass mein Chef überhaupt eine Tochter hatte.

»Schauen Sie nicht so bedröppelt drein, Maier. Meine Tochter ist ein hübsches junges Ding. Es wird Ihnen ein Leichtes sein, ihr ein paar Komplimente zu machen. Da habe ich keinen Zweifel. Wenn Sie das passabel hinkriegen, soll es nicht zu Ihrem Nachteil sein.«

Ich merkte, dass meine Zigarette weitestgehend ungeraucht heruntergebrannt war, und drückte sie im Aschenbecher aus. Was Höfer da gerade gesagt hatte, ließ mich aufhorchen. Trotzdem wagte ich nicht, nachzufragen, was genau er damit meinte.

»Sie haben schon richtig gehört, junger Mann. Wenn Sie sich nicht allzu ungeschickt anstellen, könnten Sie es im *Höfers* noch weit bringen. Das liegt ganz allein bei Ihnen. Sind Sie einverstanden?« Höfer streckte mir über den Tisch seine Hand entgegen. Ich zögerte nicht, einzuschlagen. Ich war so voller Ehrgeiz und Pläne, es in diesem Hotel weit zu bringen, dass ich über solch ein ungewöhnliches Angebot nicht zweimal nachdachte.

Das Geschäftsessen mit Morschbach & Sohn fand in einem von Kölns nobelsten Restaurants statt. Wäre ich nicht eingeladen gewesen, hätte ich mich niemals dorthin verlaufen. In dem Lokal in der Südstadt verkehrte nicht nur die Kölner Prominenz, auch die Preise dort befanden sich in Dimensionen, die ich für gewöhnlich ganz sicher nicht für ein Essen in einem Restaurant ausgegeben hätte.

Ganz zu schweigen von dem Geld, welches ich für den Anzug ausgegeben hatte. Höfer wollte zwar, dass ich seiner Tochter schöne Augen machte, aber er sah sich nicht gewillt, mich dabei finanziell zu unter-

stützen. Das Essen wurde von der Firma bezahlt, für alles andere war ich selbst verantwortlich.

Karl-Heinz' Schwester Inge war mit mir zum Einkaufen gegangen und hatte mich in Sachen Kleidung beraten. Sie kannte sich in der aktuellen Mode besser aus als ich und wusste genau, was *ein Mann von Welt* heutzutage trug, wenn er etwas darstellen und Erfolg im Beruf haben wollte. Dass dieser Erfolg in meinem Fall über die Tochter meines Chefs gehen sollte, hatte ich Inge nicht erzählt.

Da ich kein Auto besaß, war ich zu dem Geschäftsessen mit der Bahn bis nach Köln gefahren. Seit letzter Nacht hatte es ohne Unterlass geschneit. Dicke Flocken hatten nicht nur mein Heimatstädtchen Erpenich in eine Winterlandschaft verwandelt, auch Köln lag unter einer dichten Schneedecke. Der Zug hatte dadurch einige Minuten Verspätung gehabt, aber das war nicht relevant. Ich hatte wohlweislich einen Zug früher genommen in der Absicht, meinen guten Willen zu zeigen, indem ich früher als die Höfers am Restaurant war. Ich wollte die Tochter meines Chefs dort so in Empfang nehmen, wie es sich für einen Gentleman gehörte. Sie bewundernd anlächeln, ihr die Türe aufhalten und den Stuhl am Tisch zurechtrücken, um ihr gleich im Anschluss ein Kompliment über ihre Schönheit zu machen. Auch wenn ich mit dem weiblichen Geschlecht bisher nicht so viel Erfahrungen gesammelt hatte, wusste ich doch, was man tun musste, damit sich eine Frau als etwas Besonderes fühlte. Genau das war mein Auftrag für diesen Abend, und ich hatte mir geschworen, diesen so gut wie möglich zu erfüllen. Ich würde Höfers Tochter so sehr den Hof machen, dass ihm

Hören und Sehen verging. Ich wollte ihm beweisen, wie wichtig es für mich war, ein Mitarbeiter im *Höfers* zu sein, der alles für das Hotel tat.

Ich stand nun schon eine geschlagene Viertelstunde vor dem Restaurant. Meinen langen Mantel eng um mich geschlungen, hauchte ich mir in die hohlen Hände. Meine Lederhandschuhe hatte ich in der Eile zu Hause auf dem Telefonschränkchen im Flur liegen gelassen. Zur Strafe waren meine Finger nun steifgefroren. Ich schalt mich innerlich einen Dummkopf und schwor mir in dem Moment, dass mir das in meinem ganzen Leben nie wieder passieren würde.

Ich hielt Ausschau nach Höfers Auto. Zurzeit fuhr er einen nagelneuen Mercedes SL, auf den ich nicht wenig neidisch war. Zwar hatte ich meinen Führerschein schon seit drei Jahren, aber für ein eigenes Auto hatte es bei mir finanziell noch nicht gereicht. Schon gar nicht für eines, wie Kurt Höfer es fuhr. Hin und wieder durfte ich mir Vaters Auto ausleihen, wenn wir ins Grüne oder feiern fuhren und er Alkohol trank, dem ich ebenso wenig etwas abgewinnen konnte wie dem Rauchen.

Aber so sehr ich mich auch anstrengte, ich konnte Höfers Auto unter keinem der stetig vorbeifahrenden Fahrzeuge ausmachen. Die Schneeflocken tanzten vor meinen Augen und vernebelten mir so zusätzlich den Blick. Unruhig tappte ich von der Kälte gebeutelt von einem Fuß auf den anderen, als ich von links durch die Schneeflockenwand gedämpft völlig unvermittelt ein helles, herzliches Lachen vernahm, mit welchem ich zuerst ein aufgewecktes kleines Kind assoziierte. Dieses Geräusch schlug eine Saite

in meinem Innern an, welche mich dazu verleitete, in die Richtung zu schauen, aus der das Geräusch gekommen war. Was ich da, wenn auch nur durch den Schnee verschwommen, auf mich zukommen sah, war kein Kind. Es musste ein Engel sein.

Honigblondes, schulterlanges Haar umspielte in fließenden Wellen ein herzförmiges Puppengesicht, welches den schönsten Schmuck trug, den ich jemals gesehen hatte: Ein warmherziges, bezauberndes Lächeln, das sich in hübschen Fältchen bis zu den großen grünen Augen ausbreitete. Erst, als der Engel vor mir stehen blieb und mich direkt anlächelte, registrierte ich an seiner Seite eine weitere hübsche, wenn auch ältere Frau. Höfers Ehefrau Gertrude Höfer. Ich hatte sie das ein oder andere Mal flüchtig im Hotel an der Seite ihres Ehemannes gesehen.

Der Engel, in einen dunkelblauen Lodenmantel gehüllt, hatte sich bei Gertrude Höfer untergehakt und sprach: »Schau, Mutter. Der arme Kerl sieht ja aus, wie ein Schneemann!« Ich zählte eins und eins zusammen und war zu keiner Äußerung imstande. Der Engel lachte wieder sein freches Lachen und erwärmte mit solch einer Wucht mein Herz, dass ich den kalten Winter um mich herum für einen kurzen Moment vergaß. Ich musste ein Glückspilz sein, wenn ich zusätzlich zu einer Aussicht auf Beförderung so eine wunderschöne Frau an meiner Seite bekäme. Und vergaß prompt all meine Vorsätze, das junge Fräulein Höfer zu umgarnen. Ich war schlichtweg sprachlos.

Frau Höfer rettete mich aus meiner misslichen Lage, indem sie mir die Hand entgegenstreckte. »Guten Abend, Herr Maier.«

Ich löste mich aus der Starre und fand meine guten Manieren wieder. Ich ergriff Frau Höfers behandschuhte Hand und schüttelte sie. »Guten Abend, Frau Höfer. Sie sehen bezaubernd aus.« Mein Blick wanderte zwischen ihr und ihrer Tochter hin und her. Mir war wichtig, dass ihre Tochter sich ebenso von diesem Kompliment angesprochen fühlte wie sie. Dieses Lächeln wollte mich einfach nicht loslassen.

»Vielen Dank, Herr Maier. Sie essen heute Abend mit uns, habe ich gehört?«, fragte Frau Höfer und sah sich um. Sicher wartete sie auf ihren Mann, der den Wagen bestimmt etwas abseits geparkt hatte. Daher hatte ich das Auto nirgendwo ausmachen können.

»Richtig. Aber bitte, Sie dürfen mich Martin nennen. Da fühle ich mich wohler«, sagte ich. Ich hatte den Namen von Fräulein Höfer vergessen. Hatte Höfer mir den überhaupt genannt? Mir war so furchtbar heiß. Hatte ich eben nicht noch gefroren wie ein Schneider?

Der Blick von Höfers Tochter veränderte sich. Das Lächeln wurde schwächer, und etwas wie Verwirrung zog sich über ihr Gesicht. Hatte ich etwas Falsches gesagt? Oh Gott, bitte, lass mich nichts Falsches gesagt haben.

»Sie sind Martin Maier?«, fragte sie. Ihr Blick durchdrang mich. War sie enttäuscht? Hatte sie sich etwas anderes vorgestellt? Oder besser gesagt: Hatte Sie sich *jemand* anderen vorgestellt? Mein Herz durchfuhr ein kleiner Stich. Ich war ihr nicht gut genug.

»Maier! Da sind Sie ja! Überpünktlich, wie immer. Das lobe ich mir!« Kurt Höfer hatte es nun

auch durch den Schneeflockenvorhang geschafft. Erst auf den zweiten Blick fiel mir auf, dass er nicht allein gekommen war. An seinem Arm eingehakt und leicht geduckt hing eine unscheinbare junge Frau, die mich unter einem fransigen Haarpony kaum anzusehen wagte.

»Guten Abend, Herr Höfer. Ich freue mich sehr, dass Sie mich eingeladen haben.« Übereifrig streckte ich ihm meine Hand entgegen und streifte dabei versehentlich den Arm der jungen Frau an seiner Seite. Sie duckte sich noch ein kleines Bisschen mehr, falls das überhaupt möglich war, und schmiegte sich enger an den Mann an ihrer Seite.

Höfer schlug in meine Hand ein. »So, dann will ich die jungen Leute mal miteinander bekannt machen.« Er ließ meine Hand los und löste sich auch von der jungen Frau, um diese dann fast ein wenig grob in meine Richtung zu schieben. »Maier, das ist meine jüngste Tochter Marianne. Marianne, das ist Martin Maier. Er wird deine Begleitung für heute Abend sein.«

Das Gefühl im Herzen, das ich noch kurz zuvor dem Engel zu verdanken gehabt hatte, ballte sich zu einem Knoten des Unverständnis zusammen. Ich schaute ratlos zwischen den beiden jungen Frauen hin und her, bis mich eine Welle des Begreifens überschwemmte. Ich versuchte, mir meine Enttäuschung nicht allzu sehr anmerken zu lassen.

Marianne war nicht minder hübsch. Aber ihr fehlte es eindeutig an der Ausstrahlung ihrer älteren Schwester. Trotz meiner Enttäuschung fand ich meinen Anstand schnell wieder. Ich machte mir bewusst, wofür ich heute Abend eigentlich hier war.

Nicht, um einen Engel zu bewundern, sondern die Anweisung meines Chefs zu erfüllen.

Ich streckte Marianne die Hand entgegen und deutete eine kleine Verbeugung an. »Guten Abend, Marianne. Ich freue mich sehr, Ihre Bekanntschaft zu machen.« Marianne schaute mich aus großen grünen Augen an und nahm zaghaft meine Hand, um sie bald wieder loszulassen und in ihrer Manteltasche verschwinden zu lassen. Mit Worten begrüßte sie mich nicht.

»Liebe Familie, nehmt es mir nicht übel, aber ich wäre sehr erfreut, wenn wir endlich reingingen. Ich möchte ungern an Ort und Stelle erfrieren«, unterbrach Frau Höfer die Szenerie. Geistesgegenwärtig öffnete ich die Türe und ließ die gesamte Familie Höfer eintreten. Ganz zum Schluss meinen Chef, der mir im Vorbeigehen zuraunte: »Vermasseln sie es nicht, Maier!«

Ich nickte und atmete tief durch, bevor ich selbst das Lokal betrat.

Keine drei Minuten nach uns traf die Geschäftsleitung von Morschbach & Sohn ein. Sie waren im Gegensatz zu uns nur zu zweit. Morschbach Senior war ein korpulenter Mann um die Sechzig. Mit seiner gemütlichen Art war er mir sofort sympathisch. Was ich von seinem Sohn nicht unbedingt behaupten konnte. Er kam mir bekannt vor, und das verband ich mit einem negativen Gefühl, welches ich an nichts Bestimmtem festmachen konnte.

Nachdem die beiden älteren Männer sich mit Handschlag und Respekt begrüßt hatten, sagte Herr Höfer: »Schön, dass Sie und Ihr Sohn es einrichten

konnten, meiner Einladung nachzukommen. Ich würde Ihnen gern meine Familie vorstellen. Meine Frau Gertrude kennen Sie ja bereits.«

Frau Höfer und Morscbach Senior nickten sich mit einem Lächeln zu. Dann deutete Höfer auf Marianne und mich. »Dies ist meine jüngste Tochter Marianne mit ihrem Begleiter Martin Maier.«

Marianne nickte nur scheu, und so übernahm ich die Begrüßung für uns beide mit einem bemüht festen Handschlag beim älteren Morscbach. Der Jüngere taxierte mich abschätzig. Meine ausgestreckte Hand ignorierte er.

»Und zu guter Letzt meine älteste Tochter Luise«, beendete Höfer seine Vorstellung. Er deutete mit einem triumphierenden Lächeln auf den Engel, als sei er ein spezielles Präsent.

Luise lächelte und gab beiden Männern die Hand. »Es freut mich, Sie kennenzulernen.«

»Guten Abend, Luise. Es freut mich ebenfalls, Sie kennenzulernen. Mein Name ist Horst,« sagte der junge Morscbach. Er gaffte sie so unverhohlen anzüglich an, dass er sich seine wenigen übriggebliebenen Sympathien bei mir auf einen Schlag verspielte.

»Vielleicht möchten sich die jungen Leute zusammensetzen. Neben Luise ist noch ein Platz frei«, sagte Höfer. Horst Morscbach ließ sich das nicht zweimal sagen und setzte sich zwischen Luise und meinen Chef.

Während des gesamten knapp zweistündigen Essens sprachen die beiden Morschbachs und Höfer über Geschäftliches. Das ein oder andere Mal hatte

ich versucht, mich mit einzubringen, doch Höfer hatte mir jedes Mal mit deutlichen Spitzen klargemacht, dass er das nicht wünschte. Nach einem letzten kläglichen Versuch gab ich enttäuscht auf.

»Du arbeitest im *Höfers*, richtig?«, fragte Luise. Ich brauchte eine Weile, um zu begreifen, dass ich gemeint war. »Ich hoffe, es ist in Ordnung, wenn ich Du sage? Ich finde dieses Gesieze in unserem Alter immer so schrecklich förmlich.«

Ich lächelte. Ich konnte einfach nicht anders, wenn ich sie ansah. »Das geht mir genauso. Ja, genau. Ich arbeite im Hotel deines Vaters. Zurzeit bin ich im Restaurant tätig«, gab ich zur Antwort.

»Als Kinder waren wir gern im Hotel. Wir haben uns am liebsten in der Wäscherei aufgehalten, weil es dort immer so lecker frisch roch. Weißt du noch, Marianne?«

Marianne lächelte und nickte schüchtern. Ich hatte das Gefühl, sie fühlte sich in meiner Nähe unwohl. Wenn ich meine Aufgabe gewissenhaft erfüllen wollte, musste ich mir mehr Mühe geben.

»Was machst du beruflich, Marianne?«, fragte ich.

Marianne errötete und nahm einen Schluck von ihrer Limonade, bevor sie mir antwortete. »Ich mache gerade eine Ausbildung zur Sekretärin. Im Sommer bin ich fertig, und dann werde ich bei Vater im Büro arbeiten.« Sie sprach so leise, dass ich sie aufgrund der Geräuschkulisse nur mit Anstrengung verstehen konnte. Ich hörte sie zum ersten Mal sprechen. Sie hatte eine angenehme Stimme, ähnlich der ihrer Schwester. Nur war sie lange nicht so fest.

»Dann werden wir uns ja sicher öfter sehen.«

»Das klingt doch toll, Marianne, findest du nicht?«, sagte Luise und strich ihrer Schwester über den Arm.

»Ja, das wäre schön.« Marianne konzentrierte sich so angestrengt auf ihr Essen, als gäbe es nichts Wichtigeres.

»Und wo arbeitest du, Luise?«, fragte ich.

»Oh, noch arbeite ich nicht. Ich studiere auf Grundschullehramt. Es war schon immer mein Traum, Kindern lesen und Schreiben beizubringen. Es gibt für mich nichts Schöneres als Geschichten.«

»Wirklich? So geht es mir auch!«

»Tatsächlich?«

»Ja! Ich liebe Bücher. Welches ist dein Liebstes?«

»Oh je, das ist eine schwierige Frage! Es gibt so viele wunderbare Geschichten, da fände ich es fast unfair, eine als die Beste zu bestimmen.«

»Dann hast du aber doch sicher einen Lieblings-Schriftsteller. Meiner ist Günter Grass. *Die Blechtrommel* ist faszinierend!« Ich war in meinem Element. Mein Herz klopfte. Dieses Mädchen war fantastisch.

Luise zog die Nase kraus. »Nein, das ist nichts für mich. Halte mich für kindisch, aber ich liebe Astrid Lindgrens Geschichten. Ganz besonders *Wir Kinder aus Bullerbü*. Und *Pippi Langstrumpf*.«

Ich lachte. »Auch gut.«

»Lesen ist nichts als Zeitverschwendung.« Horst Morschbachs Äußerung kam zeitgleich mit dem Geräusch, was sein Besteck beim Ablegen auf dem leeren Teller erzeugte. Und sie klang genauso unangenehm.

»Nun, ich denke, das ist Geschmacksache. Jeder darf doch seine Freizeit auf die Art verschwenden, die ihm am angenehmsten erscheint, oder nicht?«, sagte Luise. Ich verspürte den Impuls, ihre Aussage zu bestätigen, ließ es aber sein. So sehr ich diesen Horst nicht leiden konnte, so wenig wollte ich auch, dass er mich für einen Schwächling hielt. Statt mich ihm gegenüber zu äußern, wandte ich mich wieder Marianne zu, die nach Beendigung des Essens nur still in die Runde geschaut hatte.

»Was tust du denn in deiner Freizeit? Liest du auch gern?«, fragte ich sie.

Marianne nahm ihre Serviette in die Hand und tupfte sich den Mund ab, der kein bisschen beschmutzt war. »Nein. Ich meine ja, ab und zu lese ich, aber am liebsten helfe ich Mutter im Haushalt.«

»So ist es richtig. Eine Frau, die weiß, wo ihr Platz in der Gesellschaft ist.« Horst griff nach seinem Glas Wein und prostete Marianne zu. Sie schaute ihn ängstlich an und drohte in ihrem Stuhl noch kleiner zu werden.

Ich tat, als hätte ich Horsts Äußerung nicht gehört. »Und was machst du da am liebsten?«

»Ach, eigentlich alles. Kochen, Backen, Nähen, Stopfen, Waschen ... was so im Alltag anfällt.«

Ich hätte mich gefreut, wenn wir wenigstens eine Gemeinsamkeit in unseren Hobbies gehabt hätten. Aber tatsächlich konnte ich mit diesen Haushaltsdingen gar nichts anfangen. Die erledigte Zuhause seit Mamas Tod vor acht Jahren meine Tante Rosi, die Schwester meines Vaters. Sie war ledig und wohnte im gleichen Haus wie wir. Hätte sie nicht für Papa und mich genau all die Dinge getan, die Mari-

anne eben als ihre Freizeitbeschäftigung aufgezählt hatte, wären wir in unserem Männerhaushalt wohl völlig überfordert gewesen.

Ich merkte schnell, dass es wenig Ebenen gab, auf denen Marianne und ich uns hätten unterhalten können. Den Gesprächsfluss zu erhalten gestaltete sich genauso schwierig, wie einen im Zimmer entflohenen Kanarienvogel einfangen zu wollen. Wenn ich meine Karriere bei *Höfers* ernsthaft vorantreiben wollte, musste ich mir in Zukunft eindeutig mehr Mühe mit Marianne geben.

Karneval 1973

Nach dem Geschäftsessen im vergangenen Dezember hatte ich keine der beiden Höfer-Schwestern wiedergesehen. Im Hotel lief alles weiter, als wäre nichts gewesen, bis auf die Tatsache, dass ich Horst Morschbach mehrere Male in Höfers Büro hatte gehen sehen. Es gefiel mir nicht, aber ändern konnte ich es auch nicht, und so ließ ich den Dingen ihren Lauf.

Karl-Heinz hatte mich erfolgreich dazu überredet, an Weiberfastnacht mit ihm in Erpenich in unserer Stammkneipe *Zum goldenen Schuh*, die wir der Einfachheit halber nur den *Schuh* nannten, Karneval feiern zu gehen. Ich war nicht der größte Karnevals-Jeck, aber gegen ein bisschen Feiern hatte ich nichts einzuwenden. Die meisten unserer Freunde waren in diesem Jahr von einer fiesen Grippe erwischt worden, und so blieben nur noch Karl-Heinz und ich übrig.

Als wir am späten Nachmittag die Kneipe betraten, quoll uns eine Rauchwolke entgegen, die uns erst einmal die Sicht vernebelte. Der Gasträum war proppenvoll mit Leuten, Geplapper und Musik. Es lief gerade *Mer schenken der Ahl e paar Blömscher* und die Hälfte der Anwesenden sang lautstark mit.

»Das nenne ich mal Bombenstimmung!«, brüllte Karl-Heinz mir ins Ohr und klopfte mir auf die Schulter. Gemeinsam drängelten wir uns durch die Menge an die Theke und bestellten ein Bier. Eingequetscht zwischen einem Clown, einer Gruppe Charleston-Tänzerinnen und etlichen Cowboys und

Indianern sahen Karl-Heinz und ich – als Dick und Doof verkleidet – uns im Raum auf der Suche nach bekannten Gesichtern um. Der Wirt drückte uns unsere Pils-Gläser in die Hand und als wir uns zugeprostet hatten, nahmen wir erst einmal einen großen Schluck.

»Ah, das habe ich jetzt gebraucht!«, sagte Karl-Heinz und wischte sich den Schaum aus dem Schnäuzer. »Und? Hast du schon jemanden entdeckt, den du kennst?«

»Nein. Aber das muss nichts heißen. Es sind ja alle verkleidet.« Insgeheim suchte ich nach einem blonden Engel. Mir war klar, dass das reines Wunschdenken war.

»Es sind aber schon eine Menge hübscher Mädchen da, findest du nicht?«

»Ja, schon.«

»Das klingt ja nicht sehr begeistert.«

»Tut mir leid.«

»Schon gut. Irgendwann wirst auch du den Deckel zu deinem Topf finden.« Karl-Heinz nahm einen weiteren Schluck und so war sein Glas schon fast leer. »Schau mal, die Squaw da hinten, neben der Garderobe – die ist doch ganz hübsch.«

Ich schaute in die Richtung, in die Karl-Heinz gedeutet hatte und entdeckte gegenüber der Squaw die Rückenansicht einer Pippi Langstrumpf. Etwas in mir drin geriet in Alarmbereitschaft. Irgendwie musste sich das bei mir auch körperlich geäußert haben, denn Karl-Heinz schaute mich an und sagte: »Ganz ruhig, mein Junge. Geh doch einfach hin und sprich die schöne Häuptlingstochter an.«

Ich reagierte nicht auf die Äußerung meines

Freundes. Stattdessen versuchte ich, all meine Sinne zu schärfen. Versuchte, das Mädchen mit den roten abstehenden Zöpfen zu beschwören, sich umzudrehen. Ausgerechnet meine Ohren schafften es, über den Lärm hinweg am besten zu funktionieren. Ich vernahm ein glockenhelles Lachen, wie ich es zuletzt vor zwei Monaten durch die Schneeflockenwand gehört hatte.

Das konnte doch nicht sein. Ich musste mich täuschen. Wieso sollte sich Luise Höfer in eine Eckkneipe in Erpenich verlaufen? Ausgerechnet heute?

Und dann drehte Pippi sich um. Ich erkannte sie sofort. Unter all den aufgemalten Sommersprossen war das hübsche Puppengesicht mit den grünen Kulleraugen unverkennbar. Sie schaute mich direkt an, als hätte meine Beschwörung tatsächlich gewirkt. Für einen Moment war sie verwirrt, legte den Kopf etwas schief, aber dann huschte ein Lächeln der Erkenntnis über ihr Gesicht. Ihre Hand schnellte in die Höhe und winkte mir zu.

Wärme durchflutete mein Herz. Ohne zu zögern winkte ich zurück.

»Hoppla, wer ist denn das?«, fragte Karl-Heinz. Die Bewunderung in seiner Stimme war nicht zu überhören.

»Das ist die Tochter meines Chefs«, sagte ich noch, dann drängelte sich Luise, mit der linken Hand ihre Cola hochhaltend, durch all die Jecken zu Karl-Heinz und mir durch. Erst, als sie direkt vor uns stand, realisierte ich, dass sie nicht allein gekommen war. An ihrer rechten Hand hatte sie die Squaw mit sich gezogen, die ich jetzt erst erkannte. Marianne.

»Hallo, ihr beiden. Was macht ihr denn hier?«,

fragte ich. Ich hoffte, laut genug.

»Wahrscheinlich das gleiche wie ihr beiden. Feiern, was sonst? Ich habe Marianne überredet, mitzukommen. Sie hatte eigentlich keine Lust«, sagte Luise ebenso laut. Sie musterte mich von oben bis unten. »Tolles Kostüm!«

»Danke. Deins aber auch. Also, von euch beiden. Ihr seid sehr hübsch.«

»Vielen Dank!« Luise deutete einen leichten Knicks an. Marianne wurde lediglich rot und schaute auf den Boden.

»Karl-Heinz, das sind Marianne und Luise Höfer, die Töchter meines Chefs«, stellte ich die beiden vor.

»Hallo, ihr zwei. Es freut mich, euch kennenzulernen. Ich bin der Karl-Heinz, ein Freund von Martin.

»Hallo, freut mich auch.« Luise reichte ihm lächelnd die Hand. Marianne beließ es bei einem zaghaften Lächeln. Ich fragte mich zum wiederholten Male, wie es sein konnte, dass zwei Schwestern, die sich so ähnlich sahen, so verschieden sein konnten.

»Seid ihr alleine hier?«, fragte ich.

»Nein, mit drei Freundinnen von mir. Die warten da hinten an der Musikbox auf uns. Kommt doch mit rüber, wir würden uns freuen. Oder, Marianne?«

»Ja, das wäre schön«, gab ihre Schwester leise zur Antwort.

»Warum nicht?«, sagte Karl-Heinz.

Keine zwei Stunden später war klar, dass Karl-Heinz und Else, eine von Luisas Freundinnen, mehr als nur einen Narren aneinander gefressen hatten. Die kleine dralle Blondine hatte meinem besten Freund

gehörig den Kopf verdreht. Die beiden tanzten den gesamten Abend durch. Die dafür erforderliche Kondition hatte er seinem regelmäßigen Fußballtraining zu verdanken.

»Dein Freund ist ein toller Kerl!«, rief Luise mir über die Lautstärke hinweg zu. »Woher kennst du ihn?«

»Wir kennen uns schon, seit wir Kinder waren. Unsere Eltern sind miteinander befreundet. Richtige Freunde wurden wir aber erst nach dem Tod meiner Mutter.«

»Deine Mutter lebt nicht mehr? Das tut mir sehr leid.« Das meinte sie ernst. Ich sah es ihr an.

»Danke. Sie starb vor acht Jahren überraschend an den Folgen einer Fehlgeburt. Mein Vater und ich waren damals völlig aufgeschmissen, und so wurden wir von den Budenbretts, Karl-Heinz' Familie, erst mal unterstützt, bis ein paar Monate später die Schwester meines Vaters zu uns ins Haus zog. Während dieser Zeit verfestigte sich die Freundschaft zwischen Karl-Heinz und mir.«

»Verstehe. Echte Freunde erkennt man in der Not.« Luise lächelte. »Du hast also keine Geschwister?«

»Nein, leider nicht.«

»Das ist sehr schade. Da verpasst du was. Ich wüsste gar nicht, wie mein Leben ohne Marianne aussehen würde. Wir sind ein Herz und eine Seele. Stimmt es, Schwesterherz?« Luise zog Marianne an sich, die die ganze Zeit still neben ihr gestanden hatte. Marianne nickte und lächelte ihre große Schwester an. Die Liebe, die die beiden miteinander verband, war nicht zu übersehen. Ich fragte mich

nicht zum ersten Mal, was gewesen wäre, wenn meine Mutter und meine ungeborene Schwester diese Schwangerschaft heil überstanden hätten und noch zur Familie gehören würden. Ich wurde das Gefühl nicht los, dass es dann im Haushalt der Maiers nicht so kalt und lieblos zugegangen wäre, wie es eben gewesen war.

Völlig unvermittelt stürzte von irgendwoher ein betrunkenener Cowboy in unsere Runde. Halt suchend klammerte er sich an das Nächstbeste, was er zu fassen bekam und riss so Marianne mit sich zu Boden, die daraufhin laut aufschrie. Schnell hatte Luise erfasst, dass der schwere Kerl auf ihrer Schwester lag und nicht gedachte, von ihr wieder herunterzusteigen. Marianne schrie ohne Unterlass, machte aber keine Anstalten, sich zu wehren. Luise tauchte rasch in die Situation ab und rüttelte an dem Mann herum. »Hey! Runter von ihr, du Grobian!« Sie schlug überraschend kräftig auf ihn ein, was den Mann in keiner Weise beeindruckte. Mir war klar, wenn ich nicht gleich etwas tat, um den Mädchen zu helfen, würde die Situation eskalieren. Ich tauchte hinab zu Luise und griff den Kerl unter den Armen, genau in den Achselhöhlen. Mit einem Ruck zog ich an ihm und musste mir eingestehen, dass ich nicht stark genug war. Die arme Marianne musste sich unter seinem Gewicht fühlen wie unter einem Mühlstein. Sie blickte mir angsterfüllt in die Augen. Ich rappelte mich kurz wieder auf und rief nach Karl-Heinz, der ein paar Meter entfernt mit Else herumknutschte. Zum Glück reagierte er gleich auf meine Rufe und eilte zu mir herüber. Als er die Situation erkannte, bückten wir uns gemeinsam, und plötzlich

war es ein Leichtes, den betrunkenen Cowboy von der zierlichen Marianne herunter zu hieven. Kaum stand er mehr schlecht als recht auf seinen Beinen, sprang auch Luise auf und gab dem Kerl eine schallende Ohrfeige, um gleich danach der zitternden Marianne auf die Beine zu helfen. Dass sie den Cowboy mit ihrer Backpfeife in einen rasenden Stier verwandelt hatte, schien sie nicht zu merken, oder es interessierte sie einfach nicht. Im Moment ging es Luise nur um das Wohl ihrer Schwester. Der Kerl schnaufte und erhob hinter Luisers Rücken zorn erfüllt seine Faust. Geistesgegenwärtig sprang ich dazwischen. Karl-Heinz versuchte noch, den Arm des Kerls festzuhalten, doch vergebens. Des Cowboys' Faust landete ungebremst in meinem Gesicht.

Für einen kurzen Moment wurde alles um mich herum schwarz. Stimmen, Lichter und Musik verschwanden in weiter Ferne. Nur schwach vernahm ich Schreie um mich herum. Irgendjemand trat auf meine Hand, und dann riss mich jemand hoch. Ich kam langsam wieder zu mir. Karl-Heinz hatte mich auf eine der Eckbänke gesetzt. Neben mir saß Marianne. Schluchzend. Die braune Schminke lief über ihr Gesicht und tropfte auf ihr Indianerkleid. Luise hockte vor uns und hielt unser beider Hände.

»Alles klar, Junge?«, fragte Karl-Heinz. Else hing an seinem Arm und himmelte ihn an.

Ich tastete mein Gesicht ab. »Blute ich?«, fragte ich.

»Nein, alles gut«, sagte Luise. »Tut dir was weh? Du hast ganz schön was abgekriegt.«

Ich überdachte ihre Frage und spürte nach. Meine linke Wange fühlte sich an, als wäre eine Dampf-

ramme in sie hineingeknallt. »Nein, alles gut. Halb so schlimm. Geht es euch Mädchen gut?« Eine überflüssige Frage. Marianne neben mir zitterte wie Espenlaub. Ich hatte das Gefühl, als sei sie näher an mich herangerutscht. »Dankeschön«, flüsterte sie. Ich brauchte eine Weile, um zu begreifen, dass sie mich meinte.

»Gern geschehen«, gab ich zurück. »Wo ist der Kerl hin?«

»Der Wirt hat ihn vor die Tür gesetzt.«

»Was machen wir jetzt? Gehen wir noch woanders hin?«, fragte Else.

»Ich will nach Hause!«, sagte Marianne bestimmt. Es war das erste Mal, dass ich sie laut und deutlich sprechen hörte.

»Gut. Dann machen wir das.« Luise sprang auf und lief zur Garderobe.

»Was? Du willst wirklich schon gehen?«, fragte Else.

»Meine kleine Schwester will heim, dann gehe ich mit ihr. So einfach ist das. Du kannst ja hierbleiben. Niemand zwingt dich, mitzugehen.«

Else sah an Karl-Heinz hoch. »Was ist mit dir und deinem Freund? Bleibt ihr denn wenigstens noch hier?«

Karl-Heinz sah mich fragend an. Ich antwortete für ihn. »Wenn Karl-Heinz möchte, kann er gerne hierbleiben. Ich begleite Marianne und Luise nach Hause.«

»Bist du sicher?«, fragte mein Freund.

»Ganz sicher. Wir sehen uns morgen.« Ich nahm Luise die Mäntel ab und half jedem der Mädchen in den eigenen hinein.

Die Nacht war kalt. Es war schon länger kein Schnee mehr gefallen, aber der, der noch lag, war hart gefroren und glitzerte im Schein der Straßenlaternen.

Luise und ich hatten Marianne in unsere Mitte genommen. Sie zitterte immer noch.

»Danke, dass du uns heimbringst«, sagte Marianne.

»Das mache ich gern. Und ihr wollt wirklich kein Taxi?«

»Nein, bitte nicht. Die Nacht ist so schön. Ich liebe den Winter, weißt du?«, sagte Luise

»Das ist ungewöhnlich. Die meisten Frauen mögen den Frühling und den Sommer lieber.«

»Dann bin ich froh, dass ich nicht die meisten Frauen bin.« Sie lachte. Und ich lachte mit. Ich konnte nicht anders.

»Ich habe von meiner Großmutter ein wunderschönes neues Buch zu Weihnachten bekommen. Es heißt *Herzwinter*. Kennst du es?«

»Nein, davon habe ich noch nichts gehört. Worum geht es?«

»Es handelt von einem jungen Mann, der im England des zweiten Weltkriegs in der Weihnachtszeit mit einem Bollerwagen voller Bücher von Haus zu Haus zieht.«

»Um sie zu verkaufen?«

»Nein. Eben nicht. Das ist ja das schöne.«

»Dann verschenkt er sie?«

»Nein. Er liest aus ihnen vor. Mit einer ganz wunderbaren Lesestimme, die den Menschen Wärme und Geborgenheit in dieser kalten Zeit spendet. Er

gibt ihnen so die Möglichkeit, in andere Welten zu fliehen.«

Ich war beeindruckt. »Und das macht er ganz umsonst?«

Luise nickte. »Er verlangt nichts dafür. Die meisten Menschen geben ihm trotzdem etwas. Die einen geben ihm für eine Nacht ein Dach über dem Kopf oder lassen ihn an dem wenigen Essen, das sie haben, teilhaben. Aber das tun sie freiwillig. Er verlangt nichts dafür.«

»Ein wunderschöner Gedanke«, gab ich zu.

»Möchtest du es mal lesen? Ich könnte es dir ausleihen.«

»Sehr gern. Wenn du es denn entbehren kannst?«

»Ich gebe es dir, sobald ich es ausgelesen habe. Ich habe nur noch ein paar wenige Seiten.«

»Vielen Dank.«

Den Rest des Weges schwiegen wir. Wir lauschten den Geräuschen, die unsere Schritte auf dem gefrorenen Schnee machten. Sahen den nebligen Wölkchen zu, den unser Atem in der klirrend kalten Luft hinterließ. Ab und an lächelten wir uns an. Marianne in unserer Mitte entspannte sich zusehends. Als wir – für mein Empfinden viel zu schnell – vor dem Haus der Höfers ankamen, hatte ihr Zittern gänzlich aufgehört.

»Geht es dir besser?«, fragte ich sie.

»Ja. Vielen Dank.« Sie lächelte sogar ein wenig.

Luise fischte den Hausschlüssel aus ihrer Manteltasche. »Nochmal vielen Dank fürs Nachhausebringen, Martin. Und auch dafür, dass du und dein Freund geholfen habt, Marianne aus ihrer misslichen Lage zu befreien.«

»Das war doch selbstverständlich.« Noch kühlte die Winterluft meine lädierte Wange. Ich war zuvor noch nie in eine Prügelei verwickelt gewesen. Ich fragte mich, wie sich der Schmerz wohl anfühlen würde, wenn ich in meinem warmen Bett lag. In einem war ich mir aber sicher: Ich würde diesen Schmerz mit Stolz tragen. Es war klar, dass ich durch meine Aktion bei den Höfer-Schwestern an Ansehen gewonnen hatte.

Luise schloss die Haustüre auf und schob ihre Schwester durch die offene Tür. »Gute Nacht, Martin. Komm gut heim.« Sie lächelte noch einmal dieses bezaubernde Lächeln und verschwand dann ebenfalls im Innern des Hauses.

Auf meiner Wange hatte sich ein beachtlicher Bluterguss gebildet, der in einem Veilchen um mein Auge herum mündete. Was ausgerechnet am Veilchendienstag, der mein erster Arbeitstag nach den Karnevalstagen war, für Erheiterung bei meinen Arbeitskollegen sorgte.

»Na, Maier? Hast du dich dem Feiertag entsprechend hübsch gemacht? Bist wohl besoffen gegen eine Straßenlaterne gelaufen«, frotzelte Gerd, als ich zu Beginn meiner Schicht im Restaurant auftauchte.

»Ja ja, sehr witzig!«, gab ich bloß zurück. Sollten sie sich doch auf meine Kosten amüsieren. Ich wusste ja, woher der Bluterguss kam und musste mich dafür in keiner Weise schämen. Trotzdem hielt ich es nicht für nötig, die anderen aufzuklären. Die Sache sollte mein kleines Geheimnis bleiben. Ein gutes Geheimnis.

Nach knapp zwei Stunden stupidem Falten von beigefarbenen Stoffservietten und schneeweißen Tischdecken geschah es.

»Maier? Ich muss mit Ihnen sprechen.«

Es kam selten vor, dass Kurt Höfer sich hier unten in das Verbindungszimmer der Wäscherei zur Restaurantküche verirrte. Das war nicht nur mir klar, und so war ich nicht der Einzige, der unseren Chef mit großen Augen anstarrte. Mein Herz klopfte bis zum Anschlag. Hatte ich was falsch gemacht? Seit dem Geschäftsessen war es das erste Mal, dass er mich persönlich ansprach. »Guten Morgen, Herr Höfer.« Ich stand stramm wie beim Militär.

»Ein beachtliches Veilchen tragen Sie da.« Er deutete auf meine Wange und tat danach einen tiefen Zug von seiner Zigarette.

»Verzeihung. Das wird nicht mehr vorkommen.«

»Nicht doch, nicht doch! Meine Töchter haben mir erzählt, dass Sie Marianne mit Ihrem Mut aus einer misslichen Lage befreit haben. Gut gemacht. Dafür wollte ich mich persönlich bei Ihnen bedanken und Sie am Sonntag zum Essen einladen. Meine Frau möchte es sich nicht nehmen lassen, Sie zum Dank zu bekochen.«

Ich hatte mit allem gerechnet. Aber nicht damit, dass Marianne und Luise ihren Eltern erzählt hatten, was an Weiberfastnacht in der Kneipe geschehen war. Irgendwie war ich davon ausgegangen, dass sie heimlich da gewesen waren. Ich war sprachlos.

»Was ist nun, Maier? Kann ich meiner Gattin ausrichten, dass Sie am Sonntag pünktlich um 12 Uhr mittags erscheinen werden?«

Ich schluckte, bevor ich sprach: »Natürlich, Herr

Höfer. Ich freue mich sehr über Ihre Einladung.«

»Sehr schön.« Er schlug mir mit der rechten Hand auf die Schulter. »Und jetzt weitermachen. Die Arbeit erledigt sich nicht von allein.« Sprach es und verließ gemächlichen Schrittes den Raum.

Eine Weile blieb es ruhig, und dann prasselte es von allen Seiten auf mich ein: »Der Alte lädt dich zum Essen ein?« – »Kriechst du dem jetzt in den Arsch?« – »Was hast du mit den Töchtern von Höfer zu tun?« – »Hast du dich für die verwöhnten Weiber geschlagen?«

»Das geht euch alle – gelinde gesagt – gar nichts an.« Ich schwebte vor Stolz und Ehre gefühlte zehn Zentimeter über dem Boden. Ich durfte zu Höfers nach Hause kommen. Vielleicht kam ich dann endlich mal in aller Ruhe zu einem Gespräch mit ihm über meine weitere Karriere im *Höfers*. Und nebenbei würde ich Luise sehen. Ein kleiner Bonus, über den ich mich ganz besonders freute.

Ich hatte für die Höfer-Frauen drei Blumensträuße besorgt. Einen etwas größeren und zwei kleine. Dazu noch eine Schachtel Pralinen und für meinen Chef eine Flasche Rotwein. Nervös stand ich vor der Haustür und brachte es um fünf vor zwölf endlich fertig, zu klingeln. Ich hoffte, ich erwartete sogar, dass Luise mir die Tür öffnete. Als diese endlich aufging, war es nicht Luise. Es war Marianne, die mir scheu entgegen lächelte.

»Hallo Martin. Ich freue mich, dass du gekommen bist.« Ihre Wangen glühten. Sie hatte sich ein wenig geschminkt und sah somit etwas frischer, fröhlicher aus. Ich lächelte sie an und überreichte ihr

einen der kleineren Sträuße. »Der ist für dich, liebe Marianne. Ich hoffe, du magst Tulpen?«

»Oh ja, sehr.« Sie schnupperte daran. »Vielen Dank.«

Sie hatte noch nicht ganz ausgesprochen, da erschien ihre Mutter hinter ihr in der Tür. »Martin! Schön, dass Sie kommen konnten. Das freut mich sehr. Kommen Sie doch herein und geben Sie mir ihre Jacke.«

Ich trat über die Schwelle und drückte Mariannes Mutter den größten Strauß und die Schachtel Pralinen in die Hand. »Für Sie, Frau Höfer. Vielen Dank für die Einladung. Ich habe mich sehr darüber gefreut.« Ich zog meine Jacke aus, die Marianne mir sofort abnahm und an die Garderobe hängte.

Schon im Flur duftete es köstlich nach geschmortem Fleisch. War mir eben noch schlecht vor Aufregung gewesen, bekam ich nun tatsächlich Hunger.

»Marianne, bring Martin doch bitte ins Wohnzimmer zu deinem Vater und dann komm zurück in die Küche, du musst mir noch ein wenig zur Hand gehen.«

»Ja, Mutter.« Marianne lächelte. Hier, in ihren eigenen vier Wänden, schien sie wie ausgewechselt. Sie war längst nicht so ein Sonnenschein wie ihre ältere Schwester, aber sie wirkte deutlich gelöster als die ersten beiden Male, an denen ich sie getroffen hatte.

Marianne lief vor und ich folgte ihr über den Flur. Sie führte mich ins Wohnzimmer, wo Kurt Höfer auf einem Sessel vor dem offenen Kamin saß. Das Feuer prasselte und verteilte eine wohlige Wärme im Raum. Mein Chef las, mit einer Zigarette

zwischen den Fingern, in der Sonntagszeitung.

»Vater, Martin ist hier«, sagte Marianne.

Kurt Höfer schaute auf. »Maier! Da sind Sie ja! Kommen Sie rein. Setzen Sie sich.« Er deutete auf einen zweiten Sessel, schräg dem seinen gegenüber, ebenfalls vor dem Kamin.

»Guten Tag, Herr Höfer.« Ich trat zu ihm und schüttelte ihm die Hand, um ihm in Anschluss die Flasche Rotwein zu überreichen. »Vielen Dank für die Einladung.«

Höfer musterte die Flasche. »Ein guter Tropfen. Hervorragend ausgewählt. Und die Blümchen? Sind die etwa auch für mich?«

Erst jetzt fiel mir auf, dass ich den dritten Strauß noch in der Hand hielt. Ich wurde rot. Ich spürte es deutlich.

»Nein. Der ist für Ihre älteste Tochter.«

Höfers eben noch freundlicher Blick veränderte sich. »Für Luise? Wieso für sie? Was ist mit Marianne?«

»Oh, Marianne und auch Ihre Frau haben bereits einen Strauß von mir bekommen«, beeilte ich mich, zu sagen. »Ich wollte so höflich sein, allen drei Damen des Hauses meine Anerkennung zeigen.«

Sein Gesichtsausdruck entspannte sich. »So, das ist natürlich etwas anderes. Aber Luise ist nicht da. Sie ist über das Wochenende in Mainz bei einem Familienbesuch.«

Ich ließ mich auf den Sessel sinken. Ich war maßlos enttäuscht, versuchte aber, mir das nicht anmerken zu lassen. Ich hielt den Strauß umklammert, schluckte einmal trocken und sagte dann: »Das ist sehr schade.«

»Das sehe ich nicht so.« Höfer beugte sich vor und sprach eindringlich auf mich ein. »Sie und Marianne haben so endlich einmal Zeit, sich besser kennenzulernen. Ich weiß, dass meine älteste Tochter sich gern in den Vordergrund drängt. Marianne leidet darunter. Sie hat kaum eine Chance, einen Mann kennenzulernen, solange Luise in ihrer Nähe ist. So kommt sie nie unter die Haube.«

Ich war sprachlos ob seiner abwertenden Ausdrucksweise. Beiden Töchtern gegenüber. Aber ich war nicht in der Position, darüber zu urteilen. Im Gegenteil. Höfer war und blieb mein Chef. Ich brauchte diesen Job. Ich brauchte ihn nicht nur, ich hatte Pläne für dieses Hotel, weil es mir viel bedeutete. Ich hatte als Kind oft meine Mutter während Arbeit begleitet und verband kostbare Erinnerungen mit diesem Hotel. Meine Pläne konnte ich nicht verwirklichen, wenn ich Höfer sagte, dass ich nicht gut fand, wie er über seine Töchter sprach. So entschied ich einfach, gar nichts zu sagen. Ich legte den Strauß Tulpen vorsichtig auf den kleinen Beistelltisch, welcher zwischen den beiden Sesseln stand.

»Mein Wunsch, dass Sie Marianne umwerben, steht immer noch. Sie sind ein wohlerzogener junger Mann, dem die Arbeit wichtig ist, der fleißig und bodenständig ist. Marianne braucht eine sichere Stütze. Sie hat keine eigenen Talente. Ohne Mann wird sie es nie schaffen. Sie ist zur Hausfrau und Mutter geboren. Um es deutlich zu sagen: Heiraten Sie sie. Nach angemessener Verlobungszeit, natürlich. Es soll nicht zu Ihrem Nachteil sein. Ich weiß, dass Ihr Kopf voller Ideen für das Hotel ist. Ich weiß auch, dass Sie höhere Positionen anstreben. All das

könnte ich Ihnen ermöglichen, wenn Sie erst mal mein Schwiegersohn sind. Dann stehen Ihnen alle Türen offen.«

»Ist das Ihr Ernst? Ich meine, Sie wollen wirklich, dass ich Ihre Tochter heirate und bieten mir dafür eine Karriere im Höfers an?«

»Ich wusste doch, dass Sie nicht auf den Kopf gefallen sind, Maier. Lassen Sie sich mein Angebot durch den Kopf gehen. Aber überlegen Sie nicht zu lange. Es gibt noch mehr adäquate Anwärter für diese Aufgabe.«

Ich konnte es nicht glauben. Höfer präsentierte mir sein Hotel auf dem Silbertablett. Trotz allem hatte dieser Wink des Schicksals einen bitteren Beigeschmack.

»Vater, Martin, das Essen ist fertig. Ihr möchtet bitte ins Esszimmer kommen.« Marianne stand mit einem zaghaften Lächeln im Gesicht in der Wohnzimmertür. Ich mochte sie. Gar keine Frage. Aber sie war nicht die Frau, bei der mein Herz einen Hüpfen machte, wenn ich sie sah. Das geschah nur bei ihrer Schwester.

Das Essen war genauso lecker, wie es bei meiner Ankunft gerochen hatte. Es gab Rouladen, Semmelknödel und Rotkohl. Ich war mir nicht sicher, wann ich das letzte Mal etwas so Köstliches gegessen hatte. Meine Tante konnte zwar kochen, aber das hier löste eine Geschmacksexplosion auf meiner Zunge aus. Zusammen mit dem Rotwein, den ich meinem Chef mitgebracht hatte, war es ein Gedicht.

»Es freut mich sehr, dass es Ihnen so gut schmeckt«, sagte Frau Höfer und lächelte mir zu.

»Das ist keine Kunst. Ich glaube, ich habe nie zuvor etwas besseres gegessen.«

»Vielen Dank. Das höre ich natürlich gern.«

Höfer schob seinen leergeputzten Teller von sich. »Ja, wenn meine Frau etwas kann, dann ist das Kochen. Ihre Qualitäten in der Küche sind unbezahlbar. Und diese hat sie erfolgreich an Marianne weitergegeben.«

»Danke, Vater.« Marianne errötete und stand im selben Augenblick auf, um die leeren Teller vom Tisch zu räumen.

»Marianne hat mir heute nicht nur beim Kochen geholfen, sie hat auch ganz allein den Nachtschisch zubereitet«, sagte Frau Höfer nicht ohne Stolz.

Wie aufs Stichwort öffnete Marianne den Kühlschrank und holte eine Glasschüssel heraus. Sie stellte sie auf den Tisch, den ihre Mutter zuvor für sie in der Mitte freigeräumt hatte.

»Das sieht lecker aus. Was ist das?«, fragte ich.

»Das ist Herrencreme. Nach dem Rezept meiner Großmutter«, antwortete Marianne.

»Wenn es nur halb so gut schmeckt, wie ich denke, werde ich heute wohl noch platzen«, gab ich zu.

Marianne lächelte verhalten. Höfer beäugte mich genau. Ihm schien zu gefallen, wie ich mit seiner Tochter umging. Das animierte mich dazu, etwas anzusprechen, was mir schon lange unter den Fingernägeln brannte. »Herr Höfer, darf ich Ihnen eine betriebliche Frage stellen?«

»Sicher. Worum geht es, Maier?«

»Mir ist aufgefallen, dass wir keine farbigen Tischdecken im Restaurant haben. Und ich habe

mich gefragt, warum.«

»Farbige Tischdecken?« Höfer runzelte die Stirn.

»Ja. Ich denke, farbiger Stoff würde weniger steril wirken. Etwas freundlicher und einladender.«

»Freundlicher und einladender? Unsere Gaststätte, ja unser ganzes Hotel ist für seine Eleganz bekannt. Weiß ist unsere Farbe. Das war schon immer so.«

»Das ist mir bewusst. Unseren Stammgästen ist das wichtig. Aber damit könnten wir vielleicht auch etwas jüngere Gäste ins Hotel locken. Familien mit Kindern eventuell.«

»Lächerlich! Marianne, reich mir doch bitte etwas von deinem köstlichen Nachtisch.«

Es schmerzte, wie er meine Idee mit nur einem Wisch vom Tisch fegte, als hätte ich sie nie geäußert.

Mai 1973

Der Besuch bei Höfers hatte mir im Nachhinein in gleich mehreren Bereichen die Augen geöffnet. Aber am tiefsten hatte sich festgesetzt, dass ich keinerlei Chance auf eine Karriere bei *Höfers* hatte, wenn ich Marianne nicht heiratete.

Es gab sicherlich Schlimmeres, als eine hübsche junge Frau zu heiraten. Aber bisher hatte ich gedacht, dass ich diesen Schritt mal aus Liebe tun würde. Und nicht, um mir damit Karrierechancen zu ermöglichen. Es konnte doch nicht sein, dass Höfer meine Ideen betreffend so verbohrte war. Es ging ja nicht allein um Tischdecken und Servietten. Das war nur ein Anfang. In meinem Kopf schwirrten so viele Einfälle umher, das *Höfers* moderner, ansprechender für die jungen Leute zu gestalten, dass ich sie nicht mehr zählen konnte. Sollte es wirklich sein, dass ich diese nur verwirklichen konnte, wenn ich Marianne Höfer heiratete? Was hatte das eine mit dem anderen zu tun?

Dazu kam noch die Sache mit Luise. Sie war nicht nur ein ebenso hübsches Mädchen wie Marianne. Zusätzlich war sie unglaublich klug und besaß einen Charme, wie ich ihn noch nie zuvor bei einem Mädchen erlebt hatte. An Luise war einfach nichts Falsches. Sie äußerte, was sie dachte, fühlte und mochte, in einer Überzeugung, dass ich nichts von dem hinterfragte, was sie sagte, sondern für bare Münze hielt. Sie hatte eine Gabe, mich in ihrer Begeisterung für die kleinsten Dinge mitzureißen, und dafür reichte häufig ihr Lächeln.

War das Liebe, was ich empfand? Zumindest käme mir eine Ehe mit ihr weitaus weniger falsch vor

als eine mit Marianne.

Ich hatte mich Höfer gegenüber bisher nicht zu seinem Angebot geäußert. Ich hatte mit überhaupt niemandem darüber gesprochen. Mir war aber bewusst, dass ich es bald tun musste, wenn ich nicht vollkommen konfus werden wollte. Und ich wusste auch, dass es nur einen Menschen gab, mit dem ich darüber reden konnte.

Karl-Heinz und ich hatten uns mit ein paar anderen Jungs auf dem Bolzplatz verabredet. Das Wetter an diesem Sonntag war wunderschön. Die wärmende Mai-Sonne strahlte von einem wolkenlosen Himmel herab und lud förmlich zu einem Fußballspiel ein. Die körperliche Bewegung kam mir mehr als recht. Sie powerte nicht nur meinen Körper aus, sondern machte auch meinen Kopf frei, sodass ich in der Halbzeit Mut fasste und meinen besten Freund beiseitenahm.

»Kann ich kurz mit dir reden?«, fragte ich.

Karl-Heinz nahm einen großen Schluck aus seiner Wasserflasche, ehe er mir antwortete. »Klar. Worum gehts?«

»Ich brauche deinen Rat.«

Karl-Heinz grinste. »Geht es um eine Frau?«

»Eher um zwei.«

Karl-Heinz machte große Augen. »Was, gleich um zwei? Du Herzensbrecher!«

»Es ist nicht so wie du denkst.«

»So? Wie denn dann? Und überhaupt: Von welchen Mädchen sprechen wir hier? Kenne ich sie?«

»Luise und Marianne Höfer.«

»Oha! Die Töchter deines Chefs? Die Mädels, die wir an Karneval kennengelernt haben? Elses

Freundinnen?«

»Genau.«

Karl-Heinz überlegte einen Moment. »Du meinst wirklich beide? Ich dachte eigentlich, du würdest nur für die ältere schwärmen.«

Ich schrak auf. »Mist, sieht man mir das an?«

Karl-Heinz lachte. »Anmerken ist gut! So wie du sie an Weiberfastnacht angesehen hast, habe ich gedacht, dir fallen gleich die Augen aus dem Kopf. Ich habe mich schon gefragt, wann du mir endlich von deiner Verknalltheit erzählst.«

»Bis vor Kurzem habe ich das ja nicht mal selbst gewusst.«

»Wie auch immer. Ist doch toll. Empfindet sie genauso?«

»Das weiß ich nicht. Wir haben noch nicht darüber geredet.«

»Dann wird das höchste Zeit.«

»Das ist nicht so einfach.«

»Doch, das ist es. Es erfordert einfach nur ein bisschen Mut. Das wirst du ja wohl hinkriegen.«

»Nein, du verstehst nicht. Da ist noch Marianne.«

»Kein Zweifel, sie ist auch hübsch, aber ganz ehrlich? Ich habe das Gefühl, mit ihr stimmt was nicht.«

»Wie meinst du das?«

»Ist dir noch nicht aufgefallen, dass sie irgendwie seltsam ist?«

»Gut, sie ist ein bisschen schüchtern.«

»Ein bisschen *zu* schüchtern, wenn du mich fragst. Else sagt das auch.«

»Else? Du triffst sie noch?«

»Hin und wieder gehen wir tanzen. Immer dann,

wenn du weder Lust noch Zeit hast, was mit mir zu unternehmen, weil du am Wochenende lieber über deinen Schmöckern hängst. Mit dir ist ja nichts mehr los im Moment. Und jetzt weiß ich auch warum.«

»Ach, und was ist das deiner Meinung nach?«

»Du stehst zwischen zwei Schwestern und weißt nicht, für welche du dich entscheiden sollst. Wobei ich denke, dass das bloß eine Ausrede ist, weil du nicht mutig genug bist, Luise zu gestehen, dass du dich in sie verliebt hast.«

»Wenn das bloß alles wäre ...«

Karl-Heinz sah mich eindringlich an. Er schien zu begreifen, dass mich noch etwas ganz anderes beschäftigte. »Raus mit der Sprache, Junge. Was ist das eigentliche Problem?«

Ich atmete tief durch. Sortierte ein wenig die Gedanken, bevor ich sprach: »Du weißt, wie gerne ich im *Höfers* arbeite? Und auch, dass ich hoffe, dass es irgendwann mal mir gehört und ich es leite?«

»Daraus hast du nie ein Geheimnis gemacht. Aber was hat das eine mit dem anderen zu tun?«

»Mein Chef hat mir ein seltsames Angebot gemacht. Und ich befürchte, wenn ich nicht annehme, wird es niemals eine solche Karriere geben.«

»Was für ein Angebot?« Karl-Heinz sah mich eindringlich an, so dass ich einen kurzen Moment überlegte, überhaupt noch weiterzusprechen. Ich ahnte jetzt schon, wie er auf mein Geständnis reagieren würde.

»Er möchte, dass ich Marianne heirate. Im Gegenzug verspricht er mir eine höhere Position im *Höfers*.«

»Du machst Witze!«

»Nein.«

»Das ist nicht dein Ernst.«

»Doch, ist es.«

»Aber du denkst nicht ernsthaft über dieses Angebot nach?«

Ich sagte nichts.

»Du hast dich in die eine Schwester verliebt und willst die andere heiraten, nur damit du Karriere machen kannst?«

»Ich habe mich doch noch gar nicht entschieden, Karl-Heinz.«

»Das ist schon schlimm genug! Martin, das bist doch nicht du! Jahrelang wartest du auf die Frau deines Lebens, dann kommt sie und du überlegst, ob du nicht doch lieber ihre unscheinbare Schwester heiraten sollst, um Karriere zu machen. Das ist doch vollkommener Irrsinn!« Karl-Heinz wurde immer lauter.

»He, ihr zwei Streithähne! Spielt ihr noch weiter mit oder wollt ihr lieber in einen Boxring steigen?«, rief einer unserer Mitspieler von der Mitte des Fußballfeldes her.

Karl-Heinz warf mir noch einen demonstrativ verständnislosen Blick zu, bevor er mich stehen ließ und zurück aufs Feld lief.

Seit diesem Tag war das gute Verhältnis zwischen meinem besten Freund und mir getrübt. Wir erwähnten das Thema zwar nicht mehr, wenn wir uns trafen, trotz allem hatte unser Gespräch darüber seine Spuren hinterlassen. Ich wusste zwar, dass Karl-Heinz mit allem, was er gesagt hatte, Recht hatte.

Aber ich wusste auch, dass mir das in keinem Fall weiterhalf. Schon gar nicht, solange ich nicht wusste, was Luise für mich empfand. Wenn sie sich in mich verliebt hatte, so wie ich in sie, wäre alles Grübeln überflüssig gewesen. Natürlich wäre mir eine Beziehung, vielleicht sogar eine Ehe, mit meiner Traumfrau wichtiger gewesen als meine Karriere. Egal, ob sie die Tochter meines Chefs war oder nicht. Ich würde andere Arbeit finden. Vielleicht nicht eine, die mich so erfüllen würde, wie ich es mir wünschte. Aber ich hätte Luise an meiner Seite gehabt. Was brauchte ich da schon einen erfüllten Job? Diese Frau wäre für mich Erfüllung genug gewesen.

Doch dafür hätte ich Luise fragen müssen. Ich hätte sie fragen müssen, was sie für mich empfindet. Und allein der Gedanke daran jagte mir eine Gänsehaut den Rücken herab. Was, wenn sie nicht so empfand? Wieso sollte sich eine Frau wie sie für einen Mann wie mich interessieren? Zudem noch für einen, der zwei Jahre jünger war als sie selbst? Sie konnte weitaus andere haben. Ganz sicher hatte sie schon einen Verehrer, der ihr ebenbürtig war. Vielleicht war der Familienbesuch in Mainz gar kein Familienbesuch gewesen. Sondern ein Besuch bei ihrem Verlobten. Ganz sicher war es so. Es gab keinen plausiblen Grund dafür, dass es in Luises Leben keinen Mann gab. Sie konnte zehn an jedem Finger haben, wenn sie wollte.

Diese ganze Grübelei zermürbte mich. Und führte letztendlich zu gar nichts. Ich traute mich nicht, mich mit Luise zu verabreden und sie über meine Gefühle für sie aufzuklären. Mir blieb also nichts anderes übrig, als die Situation so wie sie war

erst einmal zu ertragen.

Es war an einem Montagabend im Mai, knapp drei Wochen nach dem Essen bei Familie Höfer, als ich nach einem anstrengenden Arbeitstag in meinem Zimmer auf dem Bett lag, die neueste Scheibe von den *Rolling Stones* auf dem Plattenteller und einem guten Buch in der Hand, welches ich mir auf dem Nachhauseweg in meiner Lieblings-Buchhandlung gekauft hatte.

Ich war satt und zufrieden vom Abendessen, welches Tante Rosi für meinen Vater und mich gekocht hatte. Ich strich mir gerade über den vollen Bauch, als es an meiner Zimmertüre klopfte.

»Ja, bitte?«, rief ich über die laute Musik hinweg.

Vater öffnete die Tür. »Hier ist Besuch für dich, Martin.« Er sah mich ganz seltsam an, und so war mir gleich klar, dass dieser Besuch weder Karl-Heinz noch ein anderer meiner Freunde war. Ich legte mein Buch zur Seite und richtete mich auf. »Wer ist es denn?«

Mein Vater trat einfach zur Seite und machte mir so die Sicht auf Luise frei. Sie trug ein wunderschönes dunkelblaues Hippiekleid mit großen Sonnenblumen darauf. Da stand sie nun im Türrahmen meines Zimmers und lächelte mich an. »Hallo Martin.«

»Luise! Hallo! Was machst du denn hier?« Ich schüttelte kurz den Kopf. »Was ich eigentlich sagen will: Schön, dass du da bist.« Ich stand auf, strich meine Bettdecke glatt und bat sie, Platz zu nehmen. Ich stellte den Plattenspieler leiser und setzte mich selbst auf meinen Schreibtischstuhl, auf dessen

Lehne meine Arbeitskleidung hing. »Entschuldige bitte die Unordnung. Wenn ich gewusst hätte, dass du kommst, hätte ich selbstverständlich aufgeräumt.«

»Ach, halb so wild.« Luise setzte sich nicht, stattdessen lief sie in meinem kleinen, karg eingerichteten Zimmer umher und blieb vor dem Bücherregal stehen. »Hübsch hast du es hier.«

»Na ja, schön ist anders. Aber für mich reicht es.« Plötzlich schämte ich mich dafür, dass ich noch zuhause wohnte.

Luises Finger glitten über die Buchrücken. Mit einer ungeahnten Wucht überkam mich der Wunsch, selbst eines dieser Bücher zu sein, nur um von ihr berührt zu werden. Mir stieg ob des unbekanntem Gefühls die Hitze ins Gesicht. Ich hoffte inständig, dass ich nicht rot wurde. Wenn es so war, konnte Luise es sowieso nicht sehen, sie war voll und ganz auf den Inhalt meines Bücherregals konzentriert.

»Darf ich dir was zu trinken anbieten?«, fragte ich.

Luise drehte sich endlich zu mir herum. »Eine Limo wäre toll. Natürlich nur, wenn ihr welche da habt. Sonst nehme ich auch gerne ein Sprudelwasser.« Sie setzte sich auf mein Bett und nahm ihre bunt gewebte Tasche auf den Schoß.

Ich verließ mein Zimmer und machte mich auf den Weg in die Küche. Ich war innerlich total aufgewühlt. Luise war in meinem Zimmer. Sie saß auf meinem Bett und wartete darauf, dass ich ihr ein Glas Limonade brachte.

»Wer ist die junge Dame?« Die Stimme meines Vaters riss mich aus meinen Gedanken, als ich vor dem offenen Kühlschrank stand und die Limonade

suchte.

»Luise. Die Tochter meines Chefs. Haben wir keine Limonade mehr?«

»Die Tochter von Kurt Höfer? Was macht sie hier?«

Ich drehte mich zu Vater herum. »Wir sind befreundet. Sie besucht mich, wie man eben Freunde besucht.«

Mein Vater zog die Augenbrauen in die Höhe. »Und Höfer ist damit einverstanden?«

»Das weiß ich nicht, Vater. Ich habe sie nicht gefragt. Haben wir denn jetzt noch Limonade?«

»Ja. Im Keller stehen noch zwei Flaschen. Glaubst du, es ist eine gute Idee, wenn dich die Tochter deines Chefs auf deinem Zimmer besucht?«

Ich schloss den Kühlschrank und drehte mich zu meinem Vater um. »Was soll denn daran schlimm sein?«

»Martin, sie ist eine junge Frau. Und du bist ein junger Mann. Wenn du sie wirklich magst – machst du dir gar keine Sorgen um ihren guten Ruf?«

»Ach Papa! Wir leben doch nicht mehr im Mittelalter! Wir befinden uns in den Siebzigerjahren.«

»Genau deswegen mache ich mir ja Sorgen, mein Sohn. Die Nachbarn brauchen nur dumm reden, und schon sind Gerüchte im Umlauf. Ich mache mir nicht nur Sorgen um das junge Mädchen, sondern auch um dich. Es geht schneller als du denkst, dass du plötzlich deine Arbeit verlierst, nur weil du dich in den Augen vom alten Höfer falsch verhalten hast.«

Es war schon ein wenig beängstigend, wie nah mein Vater an der Wahrheit war. Was ich ihm aber nicht sagte. Luise Höfer befand sich immer noch in

meinem Zimmer. Sie wartete immer noch darauf, dass ich ihr ein Glas Limonade brachte. Und ich würde nichts in der Welt tun, um daran etwas zu ändern.

»Es ist alles gut, Vater. Wie ich schon sagte: Luise und ich sind bloß befreundet. Und die Nachbarn können gar nicht sehen, dass sie und ich uns allein in meinem Zimmer befinden. Es kann nicht mal jemand zum Fenster hineinschauen, weil das zum Garten hinaus liegt, das weißt du doch.«

Nachdem ich zwei Gläser aus dem Schrank genommen hatte, ließ ich meinen Vater in der Küche zurück, sprang leichtfüßig und mit klopfendem Herzen die Treppe zum Keller hinunter und griff nach einer Flasche Zitronenlimonade.

Zurück in meinem Zimmer fand ich Luise neben meinem Plattenspieler vor. Sie schaute meine Plattensammlung durch und lächelte mich an. »Den gleichen Musikgeschmack haben wir leider nicht, aber das macht nichts. Es reicht aus, dass wir beide Bücher lieben.«

Es reicht aus wofür?, wollte ich fragen, verkniff es mir aber. Ich goss uns beiden jeweils ein Glas Limonade ein und reichte Luise eines davon.

»Bevor ich es vergesse: ich habe dir etwas mitgebracht.« Luise stellte ihr Glas beiseite und holte ein Buch aus ihrer Tasche. Bei näherer Betrachtung entpuppte es sich als *Herzwinter*. »Ich habe es schon länger ausgelesen, bin aber irgendwie nicht dazu gekommen, es dir zu geben. Ich wollte nicht schon wieder darauf warten, dass wir uns zufällig begegnen, und so habe ich kurzerhand Else beauftragt, Karl-Heinz nach deiner Adresse zu fragen.«

Jetzt erst nahm sie einen großen Schluck von ihrer Limonade. »Ich hoffe, du bist mir nicht böse deswegen?«

Ich hielt das Buch in der Hand und strich darüber. »Wie könnte ich? Ich freue mich sehr darüber, dass du nicht vergessen hast, dass ich es lesen wollte. Ich werde gleich heute Abend beginnen.«

»Wieso erst heute Abend? Warum nicht gleich?«

»Wieso? Na ja, das liegt doch auf der Hand, oder nicht? Ich habe dich zu Besuch, da wäre ich unhöflich, wenn ich währenddessen läse. Und wegschicken möchte ich dich auf keinen Fall.«

»Das musst du doch auch gar nicht. Ich würde mich freuen, wenn du es mir vorliest.«

»Ich soll dir vorlesen?«

»Ja, warum nicht?«

»Also, ich weiß nicht, wann ich das letzte Mal jemandem etwas vorgelesen habe. Das müsste in der Schule gewesen sein.«

»Dann wird es ja Zeit, dass du es wieder einmal tust. Seit ich deine Stimme zum ersten Mal gehört habe, habe ich mir gewünscht, dass du mir etwas vorliest. Ich bin sicher, du machst das ganz wunderbar. Zudem würde ich dich gern anschauen, während du dieses Buch liest. Ich möchte sehen, wie du auf bestimmte Passagen reagierst. Ich möchte in deinem Gesicht ablesen können, wie sie dich berühren.«

Ich war ergriffen. Ich fühlte mich geehrt. Ich war völlig sprachlos. Was passierte hier gerade? »Bist du sicher?«

»Mehr als das. Ich wünsche es mir. Wirklich. Tu mir bitte den Gefallen.« Luise, die immer noch auf dem Fußboden neben dem Plattenspieler saß, lehnte

sich so gegen das Bett, dass sie mir genau gegenüber-
saß und mich ansehen konnte. Sie schlug die Beine
mit den kniehohen Wildlederstiefeln übereinander
und sah mich erwartungsvoll an.

Sie meinte es also tatsächlich ernst. Ich nahm
einen Schluck von meiner Limonade und schlug
dann das Buch auf. Ich sah Luise in die Augen. Sie
lächelte mich an, und so begann ich zu lesen: »Als
George Cunningham den zurückgelassenen Boller-
wagen am Straßenrand fand, völlig verdreckt und
von jeglicher Menschenseele meilenweit entfernt,
wusste er gleich, dass er einen Schatz gefunden
hatte.« Ich machte eine Pause und sah Luise wieder
an. Ihr Blick haftete an meinen Lippen, ihre Körper-
haltung war entspannt, ihr Blick selig. Für mich Auf-
forderung genug, weiterzulesen. »Jedoch war ihm in
dem Moment noch nicht klar, welcher Art dieser
Schatz wirklich war.«

Seit diesem Abend trafen Luise und ich uns
mindestens dreimal die Woche zum Vorlesen, je
nachdem, wie es uns die Zeit erlaubte. Da wir nichts
taten, was zwischen zwei ledigen jungen Menschen
in unserem Alter verwerflich gewesen wäre, ver-
legten wir unsere Treffen bald außerhalb nach
draußen. In den Park, in den Schleihenthaler Wald
oder in unseren Garten. Das wundervolle Frühlings-
wetter schrie förmlich danach, es für unsere Lese-
stunden auszunutzen. Bald war *Herzwinter* ausge-
lesen, und wir wendeten uns anderen Büchern zu.
Aber *Herzwinter* holten wir zwischenzeitlich immer
wieder hervor. Dieses Buch verband uns in ganz
besonderem Maße. Vielleicht, weil es unser erstes

gemeinsames Buch gewesen war. Vielleicht aber auch hatte es einen ganz speziellen Zauber, den keiner von uns beiden begreifen konnte.

Ich hinterfragte nicht, was da mit uns vor sich ging. Ich ließ es einfach geschehen und genoss es. Ich vergaß in dieser Zeit meine Karriere-Wünsche, das Hotel und eine eventuelle Hochzeit mit Marianne völlig.

Juni 1973

An einem verabredeten Samstag erschien Luise nicht.

Seit fast einer Stunde saß ich schon auf unserer Picknick-Decke im Park und wartete vergeblich. Irgendwann begriff ich, dass sie nicht kommen würde. Das erste Mal seit Wochen hatte sie unser Lesetreffen ausfallen lassen. Da ich bis dahin den Eindruck gehabt hatte, dass sie es genauso genoss wie ich, kam für mich nur ein Grund für ihr Fernbleiben infrage: Ihr musste etwas zugestoßen sein.

Ohne viel nachzudenken, marschierte ich entschlossenen Schrittes Luisas Fußweg vom Park zu ihr nach Hause ab. Wenn ihr unterwegs etwas passiert war, würde ich sie vielleicht finden.

Als ich in der Südstadt Erpenichs angekommen war, genaugenommen vor Höfers Haus, wurde mir bewusst, dass ich auf dem Weg dorthin nichts Auffälliges bemerkt hatte. Was also war passiert? Ich konnte mich nicht damit abfinden, dass Luise vielleicht nicht zu unserem Treffen gekommen war, nur weil sie keine Lust gehabt hatte. Das konnte einfach nicht sein.

Kurzentschlossen drückte ich den Klingelknopf. Es dauerte keine fünf Sekunden, da öffnete Marianne die Tür. Ihr derangierter Anblick schockierte mich. Vereinzelte Strähnen hatten sich aus ihrem sonst so ordentlichen Zopf gelöst. Sie sah blass und verweint aus, der Schreck stand ihr ins Gesicht geschrieben.

»Martin!«, sagte sie ungewohnt laut. »Wie gut, dass du da bist!« Ich war nicht darauf vorbereitet, dass sie mir um den Hals fiel und hemmungslos schluchzte. Ich nahm sie etwas ungelent in die Arme

und hielt sie fest, als mir selbst flau wurde. Ich hatte es geahnt. Luise war etwas passiert. Ich hatte keine andere Erklärung für Mariannes Zustand.

Wenige Sekunden später erschien auch Frau Höfer in der Tür. Sie sah ebenfalls erregt aus, aber längst nicht so aufgelöst wie ihre jüngste Tochter.

»Was ist passiert?«, fragte ich statt einer Begrüßung.

»Kommen Sie rein, Martin. Bevor die Nachbarn anfangen zu reden.«

»Ist etwas mit Luise?« Ich hielt die weinende Marianne immer noch im Arm, als ich im Flur stand. Frau Höfer griff nach dem Arm ihrer Tochter und zog sie in ihre eigenen Arme. »Ist gut, Kind. Reiß dich bitte zusammen.« Und an mich gewandt sprach sie: »Lassen Sie uns ins Wohnzimmer gehen. Dort erkläre ich Ihnen alles.«

Nachdem Frau Höfer uns drei mit Kaffee versorgt hatte, sprach sie endlich. Bis dahin hatte ich mich sehr beherrschen müssen, nicht selbst wie ein kopfloses Huhn herumzurennen. Die Angst um Luise war kaum zu ertragen.

»Luise ist fortgelaufen.«

»Wie bitte?«

»Sie ist fortgelaufen. Heute Morgen, nach einem Streit mit ihrem Vater.«

»Ich verstehe nicht«, war das Einzige, was ich dazu sagen konnte.

»Sie war schon immer ein Sturkopf, mein Lieschen. Genau wie ihr Vater. Daher geraten die beiden immer wieder aneinander.«

Marianne saß nah neben mir auf der Couch, leise schluchzend. So wie sie ihre Hände knetete, sah das

ziemlich schmerzhaft aus.

Er hat rausbekommen, dass wir uns immer wieder getroffen haben. Er hat rausbekommen, dass da mehr ist zwischen Luise und mir. Und das hat ihm nicht gepasst, und so kam es zum Streit, schoss es mir durch den Kopf.

»Luise ist weg! Sie ist einfach weg! Sie lässt mich allein!«, sagte Marianne.

Frau Höfer ignorierte die Worte ihrer Tochter.

»Worum ging es in dem Streit?«, hörte ich mich fragen.

»Mein Mann hat heute Morgen am Frühstückstisch verkündet, dass er wünscht, dass Luise Horst Morscbach heiratet.«

Genauso gut hätte ich einen Schlag in die Magengrube bekommen können. Mir blieb die Luft weg. »Horst Morscbach?«

»Der Sohn vom alten Morscbach. Sie haben ihn auf dem Weihnachtsessen in Köln kennengelernt.«

»Ja, ich weiß, wer das ist. Aber ausgerechnet er? Luise kann ihn nicht ausstehen.« Ich konnte nur erahnen, wie Luise sich gefühlt haben musste, als ihr Vater ihr seinen Wunsch verkündet hat. Ob ihre Reaktion die Gleiche gewesen wäre, wenn ich derjenige gewesen wäre, den sie hätte heiraten müssen?

»Im Grunde ist es egal, welcher Mann es sein soll. Sie hätte auf jeden so reagiert. Wie schon gesagt: Sie ist ein Sturkopf.«

»Und wie geht es nun weiter? Werden Sie sie suchen?« *Und hoffentlich finden, damit ich ihr einen Heiratsantrag machen kann?*

»Mein Mann tut gerade nichts anderes. Er sitzt in seinem Arbeitszimmer und telefoniert unentwegt mit

Freunden und Familie. Bisher erfolglos. Und ich fürchte, dass das auch so bleibt. Ich kenne mein Liebschen. Wenn sie nicht gefunden werden will, dann wird sie das auch nicht.«

»Aber sie kann mich doch nicht allein lassen. Ich habe doch sonst niemanden.« Marianne neben mir glich einem Häufchen Elend. Sie tat mir leid, und so legte ich meinen Arm um ihre Schultern.

»Rede nicht so einen Unfug, Mädchen! Du bist nicht allein! Du kannst dein Leben nicht ständig an deiner großen Schwester orientieren. Du siehst ja, was du davon hast.«

Marianne wimmerte still vor sich hin und legte ihren Kopf an meine Schulter.

Luise blieb verschwunden. Es gab nicht das geringste Lebenszeichen von ihr. Es gab keine Anzeichen für ein Verbrechen, und so unternahm die Polizei nichts. Schließlich war Luise volljährig und höchstwahrscheinlich aus freiem Willen gegangen.

Einerseits war ich stolz auf Luise, weil sie sich einfach gegen den Willen ihres Vaters aufgelehnt hatte und fortgelaufen war. Andererseits war ich zutiefst enttäuscht, dass sie mich nicht in ihre Pläne eingeweiht hatte. Noch schlimmer: Sie hatte mich nicht mitgenommen. Ich wäre ihr überall hin gefolgt. Aber wie es schien, brauchte sie mich nicht. Ich hoffte inständig, dass sie auch niemand anderen brauchte. Es war eine furchtbare Vorstellung, dass sie statt mit mir mit einem anderen Mann durchgebrannt war. Meine Fantasie quälte mich mit Bildern, auf denen Luise mit irgendeinem Kerl auf einer Picknickdecke im Wald saß und sich von ihm vorlesen

ließ. Bilder, auf denen sie Hand in Hand mit irgendwem auf Klappstühlen vor einem kunterbunten VW-Bus saß und den Sonnenuntergang bewunderte. Ich badete ununterbrochen in Selbstmitleid.

Es waren etwa vier Wochen seit Luises Verschwinden vergangen, als Frau Höfer persönlich im Restaurant des Hotels erschien und nach mir fragte. Als ich sie erblickte, machte mein Herz einen Sprung. Ganz sicher hatte sie gute Nachrichten bezüglich Luise. Ich ließ das Auspacken der neu gelieferten Weingläser sein und lief, schneller als beabsichtigt, zur Theke, wo sie auf mich wartete. Sie blickte sich um. Wir waren nicht allein. Zwei meiner Kolleginnen bedienten gerade die Gäste.

»Frau Höfer«*.* Ich nickte ihr zu. »Was kann ich für Sie tun?«

»Vielleicht können wir draußen reden?« Frau Höfer deutete auf die Terrasse.

»Natürlich!« Ich ergriff ihren Ellbogen und führte sie nach draußen. Trotz des schönen Wetters hatten sich hier heute noch keine Gäste eingefunden. Ich deutete ihr an, sich auf einen der Gartenstühle zu setzen. Dann schloss ich die Türe hinter uns.

»Es geht um meine Tochter.«

»Luise?«*,* fragte ich. Vielleicht ein bisschen zu euphorisch.

Frau Höfer zog ihre rechte Augenbraue in die Höhe. »Nein. Es geht um Marianne.«

»Oh. Marianne. Ja, natürlich. Wie geht es ihr?«

»Schlecht. Sehr schlecht. Meine jüngste Tochter neigt dazu, sich in gewisse Dinge hineinzusteigern. Sie kann sich einfach nicht damit abfinden, dass

Luise ihren eigenen Weg geht. Die beiden waren schon immer wie siamesische Zwillinge, allerdings aus verschiedenen Gründen, die für beide nicht gesund waren. Wie auch immer. Luise ist aus unser aller Leben verschwunden, freiwillig, und das müssen wir so hinnehmen, ob wir wollen oder nicht. Marianne tut sich damit ein bisschen schwer. Fast hätte sie ihre Ausbildung nicht beendet.«

»Das tut mir leid.«

»Das hatte ich vermutet. Aus diesem Grund bin ich hier. Ich brauche ihre Hilfe.«

»Inwiefern?«

»Marianne hat nicht viele Personen, denen sie vertraut. Gott weiß, warum sie so ein verängstigtes Kind ist. Sie hat keine andere Erziehung genossen als ihre Schwester. Sie ist nun mal, wie sie ist, das müssen wir akzeptieren. Ihre engsten Vertrauten sind jetzt nur noch ihr Vater und ich. Das kann aber nicht ewig so bleiben. Irgendwann werden wir nicht mehr da sein. Bis dahin muss sie lernen, zu Menschen außerhalb ihrer Familie Vertrauen zu fassen. Mir ist aufgefallen, dass sie in Ihrer Gegenwart offener ist. Das mag daran liegen, dass Sie sie an Karneval beschützt haben. Vielleicht aber auch an etwas ganz anderem. Letztendlich ist es aber auch völlig egal, woran es liegt. Wichtig ist nur, dass es so ist. Mein Bitte an Sie ist folgende: Bleiben Sie dran! Lenken Sie sie ab. Bringen Sie sie auf andere Gedanken. Laden Sie sie ins Kino ein, gehen Sie mit ihr tanzen, was auch immer. Locken Sie sie aus ihrem Schneckenhaus. Ich glaube nicht, dass ich es ertragen könnte, auch noch meine zweite Tochter zu verlieren.«

Diese Situation glich einem Deja-vu. Wochen, nachdem Herr Höfer mir seine Tochter angeboten hatte, tat es nun auch seine Frau. Wenn auch auf eine andere Weise als ihr Mann.

»Frau Höfer, ich weiß nicht, ob ich dafür der Richtige bin.«

»Doch, Martin, das sind Sie. Ich kenne Marianne besser als Sie. Sie braucht Sie jetzt. Lassen Sie sich nicht im Stich.«

Mir ging es selbst schlecht wegen Luisas Verschwinden. Aber das wusste Frau Höfer nicht. Ich bezweifelte, Marianne in dieser Situation ein guter Freund sein zu können.

Frau Höfer schien mein Zögern zu bemerken. »Bitte, Martin. Sie sind ein anständiger, netter junger Mann. Sie schaffen das, ganz sicher.«

»Gut. In Ordnung. Ich werde es versuchen, aber ich kann nichts versprechen.«

Am Abend des gleichen Tages fasste ich mir ein Herz und rief bei Höfers an. Ich war zugegebenermaßen etwas überrascht, als Marianne selbst abnahm.

»Hallo Marianne. Hier ist Martin. Martin Höfer.«

»Hallo Martin. Du möchtest sicher meinen Vater sprechen.«

»Nein. Eigentlich wollte ich mit dir reden. Wie geht es dir?«

»Mit mir?« In ihrer gewohnt leisen Stimme schwang Erstaunen mit.

»Ja, natürlich. Und, wie geht es dir?«

»Nicht so gut.«

»Das ist nicht schön. Hm, sag mal, hättest du vielleicht Lust, am Samstag auf das Schleihenthaler

Dorffest zu gehen?«

»Was denn? Ich? Mit Dir?«

»Ja, warum nicht? Ich würde mich sehr freuen. Und ein bisschen Ablenkung tut dir sicher gut. Else und Karl-Heinz werden auch da sein.«

»Ich weiß nicht ...«

»Komm, gib deinem Herzen einen Ruck.«

»Ich glaube, ich kann das nicht. Ohne Luise, meine ich. Ich bin noch nie ohne sie ausgegangen, weißt du?«

»Luise ist aber nicht mehr da.« Ich schluckte. Mein Hals war furchtbar trocken. »Möchtest du jetzt den Rest deines Lebens zu Hause bleiben und das schöne Leben, das draußen vor der Tür stattfindet, verpassen?«

Schweigen.

»Pass auf, wir machen es so. Ich komme am Samstag um halb sechs zu dir nach Hause. Entweder kommst du dann mit, oder eben nicht, wenn dir nicht danach ist. Du hast bis dahin also noch genug Zeit, dich zu entscheiden. Ich jedenfalls würde mich freuen, wenn du mitkommst.«

»Gut.«

»Was, gut?«

»Ich überlege es mir.«

Marianne wurde von ihrer Mutter regelrecht vor die Haustür geschoben. Sie trug ein gelbes Sommerkleid, was leider überhaupt nicht zu ihrem Gesichtsausdruck passte. Marianne wirkte verängstigt, als sie mich neben Vaters Auto vor dem Gartentor auf der Straße stehen sah.

»Geh schon, mein Schatz. Und amüsier dich

gut«, sagte Frau Höfer.

Ich öffnete die Beifahrerseite des Autos. »Hallo Marianne. Hübsch siehst du aus.«

»Danke.« Ein zaghaftes Lächeln huschte über ihr Gesicht. Sie drehte sich noch einmal herum, aber nur, um festzustellen, dass ihre Mutter die Haustüre schon geschlossen hatte. Marianne blieb unschlüssig stehen, und so blieb mir nichts anderes übrig, als sie auf halbem Wege abzuholen. »Na komm!« Ich reichte ihr meinen Arm, in den sie sich gleich einhakte. Gemeinsam gingen wir zum Auto. Kaum saß ich neben ihr auf dem Fahrersitz, fragte sie: »Warum willst du ausgerechnet mit mir ausgehen?«

Ja, warum eigentlich? Weil deine Mutter sich Sorgen um dich macht? Weil dein Vater mir, wenn ich dich heirate, Karrierechancen in seinem Hotel anbietet? Weil deine Schwester verschwunden ist und du nur die zweite, nicht halb so gute, Wahl bist?

»Weil ich dich mag.«

»Du magst mich?«

»Ja, was ist so ungewöhnlich daran?«

»Niemand mag mich. Außer meinen Eltern. Und Luise. Ich weiß, dass ich seltsam bin.«

»Ich weiß nicht, was du meinst.« Ich startete den Wagen und fuhr los.

Karl-Heinz und Else warteten schon auf uns. Sie hatten genau wie wir auf dem Waldparkplatz nahe der Burg geparkt. Als Else uns entdeckte, lief sie gleich auf Marianne zu und nahm sie in den Arm. »Schön, dass du da bist. Hast du was von Luise gehört?«

Marianne schüttelte den Kopf. »Nein. Ich ver-

misste sie so sehr!« Tränen schwammen in ihren Augen und ich bekam Panik. So hatte ich das nicht geplant. Ich warf Else einen strafenden Blick zu. Zum Glück verstand sie schnell. »Ich auch. Aber bitte mach dir keine Sorgen. Ihr geht es sicher gut. Du kennst sie doch. Irgendwann steht sie wieder vor der Tür. Und jetzt werden wir vier uns mal richtig amüsieren. Du siehst sehr hübsch aus.«

»Vielen Dank.«

Else hakte sich bei Marianne unter und ging mit ihr vor in Richtung Dorfplatz. Karl-Heinz und ich blieben absichtlich etwas zurück.

»So, nun ist es also doch Marianne, ja?«, fragte Karl-Heinz.

»Ihre geliebte Schwester hat sie verlassen. Ich bin nur nett zu ihr.«

»Dich hat Luise auch verlassen.«

»Wir waren kein Paar.«

»Aber ihr wärt eins geworden, wenn sie nicht gegangen wäre.«

»Das glaube ich nicht. Sie hätte nicht weglaufen müssen, nur weil ihr Vater wollte, dass sie dieses Ekelpaket heiratet. Ich hätte sie auch heiraten können, und dann wären wir gemeinsam fortgegangen. Aber sie hat mir ja nicht mal die Chance gegeben, sie zu fragen.«

»Und das macht dich wütend.«

»Natürlich. Aber es ändert nichts.«

»Und nun gehst du zum Trotz mit ihrer Schwester aus? Oder denkst du wirklich ernsthaft über Höfers Angebot nach?«

»Ich bin mit Marianne hier, weil mich ihre Mutter darum gebeten hat. Aus anderen Gründen, als

Karl Höfer.«

»Aber es passt recht gut zusammen, findest du nicht? Beide, Vater und Mutter, wollen, dass du dich um ihre Tochter kümmerst.«

»Was willst du damit sagen?«

»Nichts. Es ist nur eine Feststellung. Mehr nicht.«

Wir näherten uns dem Dorfplatz. Live-Musik klang zu uns herüber und wurde immer lauter, je näher wir kamen. Der Geruch nach Grillfleisch vermischte sich mit dem der rund um Schleihenthal liegenden Heuwiesen und Felder. Kleine Kinder wuselten auf Rollschuhen umher und umschifften gekonnt die vielen Gäste, die sich auf dem Dorfplatz tummelten. Ich war noch nicht ganz dazu gekommen, den Anblick zu genießen, als ich merkte, dass Marianne sich von Else gelöst und an meine Seite geschlichen hatte. Hilfsuchend hakte sie sich bei mir unter.

»Geht es dir gut?«, fragte ich.

»Ich weiß nicht, es sind so viele Leute hier.«

»Es ist ein Sommerfest, das gehört dazu. Was hast du erwartet?«

Sie gab mir keine Antwort. Ihre Augen huschten wie die eines verschreckten Eichhörnchens über die Menge.

Die Band stimmte *Schöne Maid* an.

»Oh, ich liebe dieses Lied! Bitte lass uns tanzen!« Else duldete keine Widerrede und zog Karl-Heinz auf die aus Brettern gezimmerte Tanzfläche.

»Möchtest du auch?«, fragte ich.

»Nein, auf keinen Fall!« Mariannes Fingernägel krallten sich schmerzhaft in meinen Oberarm. Ich nahm ihre Hand und lockerte ihren Griff etwas.

»Dann lass uns da hinten auf die freie Bank setzen.
Was meinst du?«

Marianne nickte bloß. Ich führte sie zu dem von mir ausgesuchten Platz abseits vom größten Getümmel. »Möchtest du etwas trinken?«

»Nein.«

»Wirklich nicht?«

»Nein, bitte nicht! Wenn du jetzt etwas zu trinken holst, bin ich ganz allein.«

»Aber doch nur kurz. Sieh mal, da hinten ist die Theke. Das geht ganz schnell und dauert nicht lange. Sonst kommst du einfach mit.«

»Ich schaffe das nicht. Wirklich nicht.«

Ich seufzte. Ihr Blick senkte sich. Ich setzte mich neben sie. Ich war ratlos. Wie sollte ich uns etwas zu trinken besorgen, wenn sie nicht allein bleiben wollte?

»An Karneval, in der Kneipe, da hast du doch auch zwischen all den Leuten gestanden.«

»Ja. Aber da war auch Luise da. Wenn sie bei mir war, war alles halb so schlimm.«

»Schau, jetzt bin ich für dich da. Ich passe so auf dich auf, wie Luise es immer getan hat.«

Marianne schaute mich von der Seite an.
»Warum?«

»Ich habe schon mal gesagt: Ich mag dich.«

Sie lächelte. Ohne weiter zu überlegen, nahm ich ihre Hand. Zu meinem Erstaunen ergriff sie sie.

»Na komm. Du schaffst das.«

Marianne ließ sich nur mit Widerstand von der Bank ziehen. Je näher wir den Menschen kamen, desto fester umklammerte sie meine Hand. »Es ist alles gut«, sagte ich. Zum Glück war an der Theke

nicht so viel los. Es waren nur zwei Leute vor uns.

»Möchtest du ein Sprudelwasser? Oder doch lieber ein Glas Bowle?«

»Nur Sprudelwasser, bitte. Ich vertrage keinen Alkohol.«

Die zwei Männer vor uns hatten die Hände voll beladen mit Biergläsern. Wahrscheinlich waren sie mit einer ganzen Clique hier und hatten für alle bestellt. Ich ging ein Stück beiseite und schob Marianne hinter mich. Sie duckte sich regelrecht. Ich wusste nicht, ob aus Angst vor den Männern oder davor, mit Bier beschlabbert zu werden. In dieser Position blieb sie auch noch, als wir beide an der Reihe waren und ich unsere Bestellung aufgab. Um unsere Getränke in Empfang zu nehmen, ließ ich ihre Hand los. Aber nur kurz, bis ich Marianne ihr Glas in die Hand gedrückt hatte. Dann führte ich sie sicher zurück durch die Menge. Unser Platz auf der Bank war mittlerweile besetzt.

»Und jetzt?« Mariannes Augen flatterten suchend umher. Ihr Atem ging schneller, was auch mich unruhig werden ließ. Wovor hatte dieses Mädchen nur solch eine fürchterliche Angst?

»Wir können ein Stück spazieren gehen, wenn du magst. Ein bisschen vom Trubel weg.« Ich wartete eine Antwort nicht ab. Ich hielt sie immer noch fest an der Hand, und so zog ich sie einfach mit mir. Marianne folgte mir wortlos in eine der wenigen Straßen Schleihenthals. Der Vorgarten eines der Häuser war von einem kniehohen Mäuerchen umgeben, welches an die Straße angrenzte. Wir setzten uns darauf und nippten still an unseren Getränken. Ich fragte mich, wie dieser Abend noch weiter-

gehen sollte. Mit Marianne auszugehen, war eine größere Herausforderung, als ich erwartet hatte. In diesem Moment vermisste ich Luise ganz besonders.

»Ich weiß, dass ich keine angenehme Begleitung bin. Das tut mir sehr leid«, sagte Marianne nach einer Weile.

»Ach was, nein. Alles halb so schlimm. Wahrscheinlich hätten wir einfach woanders hingehen sollen. Das nächste Mal entscheidest du.«

»Das nächste Mal? Du möchtest wirklich noch mal mit mir ausgehen?«

»Klar. Aber natürlich nur, wenn du es auch möchtest.«

»Ich überlege es mir.« Sie lächelte.

»Wenn du jetzt lieber was anderes machen möchtest, ist das auch in Ordnung.«

»Eigentlich möchte ich nur nach Hause.«

Etwas in mir drin fühlte sich wie Erleichterung an. »Das ist schade. Aber kein Problem. Dann verschieben wir unsere Verabredung einfach. Ich fahre dich heim, wenn wir ausgetrunken haben.«

Winter 1973

Marianne und ich hatten uns den Sommer über ein paar Mal getroffen. Allerdings immer nur an wenig belebten Orten. Häufig auch nur bei ihr zu Hause. Dann hatte sie für ihre Eltern und mich gekocht. Oder es gab Kaffee und Kuchen. Ich hatte schon das Gefühl, dass sie sich in meiner Gegenwart wohl fühlte. Aber eben nicht in der Öffentlichkeit. Da konnte auch das Vertrauen, welches sie immer mehr zu mir fasste, nichts ausrichten.

Von Luise fehlte weiterhin jede Spur. Da konnte auch ein Privat-Detektiv, den Kurt Höfer engagiert hatte, nichts dran ändern.

Es war am vierten Adventssonntag, als Kurt Höfer und ich gemeinsam im Wohnzimmer saßen und darauf warteten, dass Marianne und ihre Mutter uns zum Essen riefen. Mein Chef bot mir eine Zigarette an und ich nahm sie an. Seit Luise verschwunden war, rauchte nicht nur Kurt viel mehr. Ich hatte es mir ebenfalls angewöhnt. Wenn auch nur bei Höfers zuhause. Da kam ich einfach nicht drumherum. Ich hatte das Gefühl, Kurt Höfer hätte es mir übelgenommen, hätte ich nicht geraucht.

Nachdem Höfer seinen ersten tiefen Zug genommen hatte, lehnte er sich in seinem Ohrensessel zurück. »So langsam wird es Zeit, Maier. Finden Sie nicht?«

»Zeit? Wofür?«

»Um um die Hand meiner Tochter anzuhalten. Sie beide gehen nun schon ein halbes Jahr miteinander aus.«

»Das ist richtig. Aber wir sind nur befreundet. Ich versuche, ihr über den Verlust von Luise hinweg-

zuhelfen.«

»Das weiß die Öffentlichkeit doch nicht. Nicht nur, dass die Leute beginnen zu reden. Denken Sie auch an mein Angebot. Ich sagte Ihnen ja schon, es bleibt nicht ewig bestehen.«

Ich sagte nichts und zog stattdessen an meiner Zigarette.

»Ich habe keine Ahnung, warum Sie noch zögern, junger Mann. Sie bekommen ein hübsches junges Mädchen zur Frau und dazu noch einen höheren Posten im *Höfers*. Zudem lebe ich nicht ewig. Ich brauche einen Nachfolger, einen männlichen Erben. Ich habe nur zwei Töchter, und eine davon ist davongelaufen wie ein trotziger Esel, weil ihr nicht gepasst hat, wofür sie bestimmt gewesen war. Und die andere verkriecht sich Zuhause oder im Vorzimmer meines Büros hinter ihrem Schreibtisch. Bevor die Leute noch mehr über unsere Familie reden, bedarf es eines glücklichen Ereignisses, welches von Luises Verschwinden ablenkt.«

»Sie meinen eine Hochzeit?«

»Richtig.«

Mein Chef bot mir also zum wiederholten Male nicht nur seine Tochter an, sondern zusätzlich noch sein Hotel.

Höfer nahm einen letzten Zug von seiner Zigarette und drückte sie im Aschenbecher aus. »Sehen Sie, Maier, Sie sind nicht mein einziger Kandidat für diese Rolle. Sie sind austauschbar. Wenn Sie sich nicht bald entscheiden, frage ich die Zweitbesetzung. Horst Morschbach wäre sicher sehr erfreut über mein Angebot. Zumal es mit Luise nicht gekappt hat. Ich glaube sogar, er würde seine Arbeit im *Höfers* besser

machen als Sie. Er hat ebenfalls in der Hotelbranche gelernt, wussten Sie das? Aber ein wenig muss ich wohl auch an das Wohl von Marianne denken.«

»Sie würden dieses Angebot Horst Morschbach machen, wenn ich es nicht annehme? Marianne würde an ihm zerbrechen.« Ich konnte nicht fassen, was er da sagte.

»Marianne ist schon immer gehorsamer gewesen als ihre aufmüpfige Schwester. Sie würde sich irgendwann ihrem Schicksal fügen, da bin ich mir sicher.«

Ich war zutiefst schockiert, was mein Chef mir ganz sicher ansah.

»Was mit Marianne passiert, liegt ganz allein in Ihren Händen, Maier. Denken Sie an meine Worte.«

»Vater, Martin, das Essen ist fertig.« Marianne stand im Türrahmen. Ein angedeutetes Lächeln auf dem traurigen Gesicht.

In diesem Moment fasste ich einen stillen Entschluss.

»Ich bin nicht sicher, ob du das Richtige tust.«

Mein Vater stand im Türrahmen zum Bad, wo ich vor dem Spiegel stand und meine frisch von Tante Rosi geschnittenen Haare in Form kämmte.

»Ich bin aber schon sicher, Papa. Das reicht für uns beide.«

Er trat beiseite, als ich das Bad verließ, um im Flur meinen Wintermantel überzuziehen. Ich klopfte beide Manteltaschen ab, um mich zu vergewissern, dass ich alles dabei hatte. Mein Vater verfolgte mich bis an die Tür. Dort drehte ich mich noch einmal um und sagte: »Ich wünsche dir und Tante Rosi einen

schönen ersten Weihnachtstag. Wartet nicht auf mich.«

Ich zog die Tür schnell hinter mir zu, für den Fall, dass mein Vater noch irgendetwas sagen wollte, was mich von meinem Vorhaben abbringen konnte. Ich holte mein Fahrrad aus der Garage und machte mich auf den Weg.

Es war nasskalt. In diesem Jahr gab es keine Spur von weißer Weihnacht. Während ich durch die nassen Straßen fuhr, dachte ich an Luise. Wie sie mir ein Jahr zuvor, umgeben von dicken Schneeflocken, zum ersten Mal begegnet war. Sie und ihr glockenhelles Lachen. Wie das Lachen eines frechen Engels.

Es war, als hätte sie mit ihrem Verschwinden die Flocken mit sich genommen. Den ganzen Zauber, der den Winter, ganz speziell Weihnachten, ausmachte. In diesem Moment, in dem ich durch die verlassen Straßen Erpenichs fuhr, wurde mir klar, dass ich Luise wirklich niemals wiedersehen würde.

Frau Höfer öffnete mir die Tür. »Martin! Schön, dass Sie es einrichten konnten. Frohe Weihnachten.«

»Frohe Weihnachten, Frau Höfer. Vielen Dank für die Einladung.«

Im ganzen Haus duftete es verführerisch. Die Kochkünste der verbliebenen zwei Höfer-Frauen waren unschlagbar.

Frau Höfer führte mich über den Flur ohne Umwege ins festlich geschmückte Wohnzimmer. Zur Feier des Tages wurde dieses Mal nicht in der Küche gegessen. Neben dem offenen Kamin leuchtete der in Rot und Gold gehaltene Weihnachtsbaum, unter dem sich eine Ansammlung von Geschenken befand. Die

Stereoanlage neben dem großen Bücherregal spielte in angenehmer Lautstärke *Oh du fröhliche*.

Von Fröhlichkeit allerdings war nicht viel zu spüren. Kurt Höfer saß wie immer auf seinem angestammten Platz im Sessel, las die Zeitung und rauchte. Marianne stand am Fenster und starrte hinaus.

»Unser Besuch ist da«, kündigte Frau Höfer mich an.

»Frohe Weihnachten«, sagte ich.

Mein Chef sah kurz von seiner Zeitung auf. »Frohe Weihnachten, Maier.« Mehr hatte er heute nicht für mich übrig. Was mich nicht sonderlich tangierte. Ich würde ihn heute noch dazu bringen, mir seine volle Aufmerksamkeit zu schenken. Dessen war ich mir sicher.

Marianne stand weiterhin regungslos am Fenster. Es schien, als hätte sie mich überhaupt nicht bemerkt. Ich trat zu ihr und berührte sie leicht am Ellbogen. »Frohe Weihnachten, Marianne«, sprach ich sie direkt an.

Als sie mich ansah, erkannte ich Tränen in ihren Augen. »Luise ist auch zu Weihnachten nicht zurückgekommen.«

»Ich weiß.«

»Das ist mein erstes Weihnachten ohne sie. Ich vermisse sie so sehr.«

Ich auch. Es lag mir auf den Lippen. Aber ich sagte es nicht.

»Kind, hilfst du mir bitte mit dem Essen? Dann können Martin und dein Vater sich schon mal an den Tisch setzen.«

Es gab Rinderbraten, Kartoffeln und Sauerkraut. Ein wie immer köstliches Essen bei Familie Höfer, von dem ich dieses Mal aber nicht ganz so viel aß. Ich war aufgeregt. Und Aufregung schlug mir immer auf den Magen.

»Geht es Ihnen heute nicht gut, Martin? Sie sind so blass«, sagte Frau Höfer.

»Nein, es ist alles gut. Ich bin nur etwas nervös.«

Sie zog eine ihrer Augenbrauen in die Höhe. »Nervös? Aus welchem Grund?«

Ich entschied, dass nun der richtige Zeitpunkt gekommen war. Ich legte mein Besteck ab, wischte mir mit der Serviette über den Mund und stand auf. Die ganze Familie schenkte mir mit sichtlicher Neugier volle Aufmerksamkeit. Ich räusperte mich, bevor ich sprach:

»Herr und Frau Höfer, bitte erlauben Sie mir, um die Hand ihrer Tochter anzuhalten. Vorausgesetzt, dass sie möchte.« Mit dem letzten Satz wandte ich mich Marianne zu.

Es dauerte etwas, bis das Gesagte bei allen ankam. Insbesondere Marianne starrte mich an, als hätte sie sich verhöhrt. Weder lächelte sie, noch schien sie erschrocken.

Gertrude Höfer war die Erste, die ihre Sprache wiederfand. »Martin!« Ich konnte nicht ganz ausmachen, ob es Empörung oder Überraschung war, da mein Chef der nächste war, der aus der Starre erwachte und reagierte. Er sprang auf, griff nach meiner rechten Hand und schlug mir mit seiner linken auf meine Schulter. »Na endlich, Maier! Ich dachte schon, Sie fragen gar nicht mehr. Sehr kluge Entscheidung. Natürlich möchte Marianne Sie heira-

ten.« Er grinste über das ganze vor Aufregung gerötete Gesicht und wollte gar nicht aufhören, meine Hand zu schütteln.

Frau Höfers Blick blieb nicht einfach zu deuten. Wenn sie sich wirklich nicht über meinen Antrag freute, fragte ich mich, warum eigentlich. Sie selbst hatte mich doch darum gebeten, mich um Marianne zu kümmern.

Im Hintergrund spielte die Stereoanlage *Ihr Kinderlein kommet*. Marianne zeigte immer noch keine Reaktion auf meine Frage. Ich löste mich aus Höfers Klammergriff und drehte mich wieder zu Marianne herum. Ich ergriff ihre beiden Hände und zog sie vom Stuhl. Nun blieb ihr nichts anderes übrig, als mich direkt anzusehen. »Hast du gehört, worum ich deine Eltern gebeten habe, Marianne?«

»Ich bin mir nicht sicher.«

»Ich habe um deine Hand angehalten. Ich möchte dich heiraten. Was sagst du dazu?«

»Ich weiß nicht.« Ein kleines Lächeln umspielte ihre Mundwinkel.

»Da gibt es doch nichts zu überlegen, Marianne. Martin hat dir eine Frage gestellt, er verdient eine Antwort. Die einzig richtige und passende, wohlge-merkt«, sagte Herr Höfer. Es war das erste Mal, dass er mich bei meinem Vornamen nannte.

»Bist du sicher, dass du das *mich* fragen wolltest?«, fragte Marianne.

Kurz erklang tief in meinem Innern Luises klares, freches Lachen. Aber eben nur in meinem Innern. »Natürlich bin ich sicher. Wir verbringen viel Zeit miteinander. Und das schon ziemlich lange. Da liegt eine Hochzeit doch nahe, oder nicht?«

»Wenn du meinst.«

Ich grinste. »Ja, das meine ich.«

Marianne lächelte nun endlich ein echtes, warmes Lächeln, welches dem ihrer Schwester schon ziemlich nahekam. »Gut. Dann gerne. Also, ich meine ja.«

»Ja?«

»Ja, ich möchte dich heiraten, Martin.«

Erleichtert nahm ich meine zukünftige Braut in die Arme und hielt sie fest. Hinter mir vernahm ich »Na, Gott sei Dank!« von meinem zukünftigen Schwiegervater, und über Mariannes Schulter fing ich Frau Höfers zweifelndes Gesicht auf.

Juli 1976

»Guten Morgen, Martin.«

Marianne betrat mein kleines Büro in der Verwaltungsabteilung des *Höfers*.

»Guten Morgen«, sagte ich, ohne meine Frau anzusehen. Ich wollte nicht unhöflich sein, tatsächlich aber war ihr Besuch gerade völlig unpassend. Gerd, der für meine verlassene Stellung im Service eingestellt worden war, und ich hatten gerade eine wichtige Besprechung.

»Kann ich kurz mit dir reden, bitte?«, fragte sie.

Ich rieb mir leicht angenervt über die Stirn und sah sie endlich an. »Was gibt es denn so dringendes?«

Marianne warf einen kurzen, aber eindringlichen Blick auf meinen Mitarbeiter. Ihre Hände umklammerten die kleine braune Handtasche vor ihrem Bauch. Es war offensichtlich, dass sie mich allein sprechen wollte, aber sie sprach es nicht aus.

»Gerd, lässt du uns kurz allein?«, sagte ich.

Gerd grinste anzüglich und verließ das Büro. Ich verdrehte angesichts seines Gesichtsausdruckes die Augen und schloss die Tür hinter ihm.

»Was ist los, Marianne?« Ich nahm sie bei der Hand und führte sie um meinen Schreibtisch herum zum Stuhl. Wir waren mittlerweile zwei Jahre verheiratet, aber an ihrer Unsicherheit, auch mir gegenüber, hatte sich nicht viel geändert. Ihre Arbeit als Sekretärin ihres Vaters erledigte sie zwar gewissenhaft, es kostete sie aber jedes Mal Überwindung, unsere gemeinsame Wohnung zu verlassen, um ins Büro zu fahren. An diesem Morgen hatten wir uns zuhause wieder einmal knapp verpasst, weil sie noch

geschlafen hatte, als ich mich schon auf den Weg zur Arbeit gemacht hatte. Nun war es kurz nach zehn, und ich hatte nicht mitbekommen, wann sie auf ihrem Arbeitsplatz erschienen war.

»Du weißt ja, dass es mir in letzter Zeit nicht so gut geht«, begann sie.

Nur in letzter Zeit?, schoss es mir durch den Kopf. Ich sagte nichts. Ich nickte nur.

Marianne stand Tränen in den Augen. Immer noch nestelte sie an ihrer Handtasche herum, die sie nun auf ihren Schoß gelegt hatte. »Deswegen bin ich heute zu Doktor Freidel gegangen. Er sagt, ich könnte vielleicht schwanger sein.«

Diese Information traf mich wie ein Schlag. Aber keiner der schlechten Sorte. »Du bist schwanger?«

»Also, ja, vielleicht. Das sagt Doktor Freidel. Ich muss noch zu einem Frauenarzt, um ganz sicher zu gehen.« Sie seufzte schwer und wischte sich Tränen von der Wange. Dass ihre Hände zitterten, bekam ich nur am Rande mit, weil ich sie euphorisch vom Stuhl riss, um sie an mich zu drücken. Marianne brauchte ein paar Sekunden, um auf diesen Überfall mit einer Umarmung ihrerseits zu reagieren. Nach einer Weile lösten wir uns voneinander und ich suchte ihren Blick.

»Freust du dich wirklich?«, fragte sie.

»Natürlich! Wir bekommen ein Kind!«

»Vielleicht.«

»Na gut, dann vielleicht. Aber das wäre doch toll.«

»Findest du?«

»Du nicht?«

»Ich bin mir nicht sicher. Wir haben nie über

Kinder gesprochen.«

»Marianne, wir sind miteinander verheiratet. Da ist es doch auch ganz klar, dass wir gemeinsam Kinder bekommen. Es gehört dazu. Da muss man doch nicht drüber sprechen.«

Sie lächelte. »Mein Frauenarzttermin ist schon morgen Früh.«

»Das ist gut.«

»Ich habe eine Bitte an dich. Würdest du mich dorthin begleiten?«

»Was, ich?« Ich fürchtete, der Schock stand mir ins Gesicht geschrieben. Dieses Thema war mir mehr als unangenehm. Schnell begann ich, die Unterlagen auf meinem Tisch sinnfrei zu sortieren. »Ich habe gar keine Zeit, Marianne, wirklich. Dein Vater und ich haben morgen Früh eine kurzfristig einberufene Dienstbesprechung.« Was sie als Sekretärin ihres Vaters eigentlich hätte wissen müssen. »Warum fragst du nicht Gertrude? Sowas ist doch auch eher Frauensache.«

Mariannes Lächeln erstarb. »Oh. Wahrscheinlich hast du Recht. Dann frage ich Mutter. Verzeih mir, dass ich dich gestört habe.« Sie zog sich von mir zurück und war schon auf dem Weg zur Tür.

»Marianne, warte!« Ich lief ihr hinterher und versperrte ihr den Ausgang. Ich konnte Tränen in ihren Augen entdecken, als ich ihr Kinn anhub. »Hey, du hast mich doch nicht gestört. Du hast mir eine wundervolle Nachricht überbracht, über die ich mich wirklich sehr freue. Und ich verspreche dir, wenn du morgen beim Frauenarzt warst und ganz sicher weißt, dass du schwanger bist, werden wir das gebührend feiern.«

Marianne sah mich aus ihren großen Kulleraugen an. Ganz langsam kehrte ein zaghaftes Lächeln auf ihr Gesicht zurück. »In Ordnung.«

»Fein.« Ich küsste sie auf die Stirn und machte ihr im Anschluss den Weg zur Tür frei. »Bis heute Abend.«

»Wirst du pünktlich zum Abendessen Zuhause sein?«

»Natürlich.«

Ich machte fast zwei Stunden später als gewohnt Feierabend. In der Wäscherei hatte es ein Unglück gegeben, welches es zu beheben einige Zeit in Anspruch genommen hatte.

Als ich um kurz nach Acht nach Hause kam, fand ich Marianne im Wohnzimmer vor. Sie lag auf der Couch, eingewickelt in eine von ihr selbst gestrickte Woldecke. Im Fernsehen lief die Tagesschau. Abgesehen von diesem Geräusch war es still in unserer kleinen Mietwohnung. Wenn wirklich ein Baby unterwegs war, würde es hier ziemlich eng werden. Der Traum vom eigenen Haus musste schneller erfüllt werden, als bisher geplant.

Leise stellte ich meine Aktentasche auf dem Sessel rechts neben der Couch ab. Mein Magen knurrte. Seit dem Mittag war ich nicht mehr zum Essen gekommen.

In der Küche fand ich drei Töpfe und eine Pfanne auf dem Herd vor. Alle Kochfelder standen auf kleinster Flamme, um das Abendessen, was eigentlich vor zwei Stunden hätte gegessen werden sollen, für mich warmzuhalten. Auf dem Tisch stand bereits ein Teller mit Besteck bereit. Ich belud ihn mit

Schnitzel, Jägersoße, Kartoffeln und Rosenkohl. Beim Anblick des gut bestückten Tellers knurrte mein Magen noch lauter. Bevor ich mich setzte, nahm ich mir ein Bier aus dem Kühlschrank und lockerte meine Krawatte.

»Du bist ja Zuhause! Warum kommst du so spät?« Meine Frau stand in der Küchentür, die Haare vom Schlaf leicht zerzaust.

»Ach, frag nicht! Es gab Probleme mit der Wasserleitung, was dazu führte, dass der gesamte Wäscherei-Keller unter Wasser stand und die Waschmittelkartons aufgeweicht wurden. Du kannst dir gar nicht vorstellen, was das für eine Sauerei war. Es hat Ewigkeiten gedauert, das wieder in den Griff zu kriegen. Unser Hausmeister ist im Urlaub. Aber das weißt du ja. Wir haben das alles erst einmal provisorisch selbst erledigt. Morgen Früh kommt ein Handwerker.«

»Das tut mir sehr leid. Warum hast du mich nicht geweckt, als du kamst?«

»Eine schwangere Frau braucht doch ihren Schlaf.«

Marianne lächelte. »Was nicht heißt, dass eine schwangere Frau nicht mit ihrem Mann zu Abend essen möchte.«

»Hast du denn auch noch nichts gegessen?«, fragte ich.

Sie schüttelte den Kopf. »Nur ein wenig genascht. Mir fehlte der Appetit.«

»Dann hoffe ich, dass dein Appetit jetzt da ist. Komm, setz dich zu mir.« Ich stand auf und rückte ihr den Stuhl zurecht. »Du musst doch ab sofort für zwei essen.«

Marianne setzte sich auf den Stuhl und ließ sich von mir einen Teller zurechtmachen. Ich glaube, das war das erste Mal, dass ich sie beim Essen bediente. Ihr Lächeln verriet mir, dass es ihr gefiel. »Vielen Dank«, sagte sie und wartete, bis ich wieder neben ihr am Tisch saß.

»Guten Appetit!«, sagte ich, bevor ich den ersten Bissen Fleisch nahm. »Hm, köstlich!«, schwärmte ich.

Marianne kicherte und nahm ebenfalls einen Bissen. In solch besonderen seltenen Momenten erinnerte sie mich ein wenig an Luise.

September 1976

»Ich fühle mich nicht wohl, Martin. Muss ich wirklich mitgehen?«

Ich sah meine Frau an, als wäre sie nicht bei Verstand. »Marianne, was für eine Frage! Es ist der fünfzigste Geburtstag deines Vaters! Ich kann da schlecht allein hingehen, ohne seine Tochter.« Ich stand im Bad und kämpfte mit meiner Krawatte. Ich fürchtete, ich würde niemals begreifen, wie man sie anständig knotete.

Marianne trat vor mich und erledigte das Problem. Wie immer, ohne Worte. Ich konnte sehen, dass Tränen in ihren Augen schimmerten. Wie immer, wenn sie sich überfordert fühlte. Gegen meinen Willen fühlte ich mich zum ersten Mal leicht genervt davon. Dieser Abend war nicht unbedeutend. Mein Schwiegervater hatte die Schützenhalle in Erpenich für seinen Geburtstag gemietet. Als langjähriges Mitglied und auch dank der Tatsache, dass Kurt nicht nur in den vergangenen drei Jahren, sondern auch in diesem der amtierende Schützenkönig war, war es dem Verein eine besondere Ehre. Es sollten weit über zweihundert Gäste kommen. Und das waren nicht nur Freunde und Familie. »Diese Veranstaltung ist auch wichtig für das Hotel. Für unsere Zukunft«, sagte ich, während Marianne mein Hemd mit ihren kalten Händen glattstrich.

»Ich weiß. Du hast Recht.« Sie senkte den Blick.

»Natürlich habe ich Recht.« Ich nahm sie bei den Schultern und schob sie sanft aus dem Bad. »Dein Vater möchte doch seine hübsche Tochter präsentieren.«

»Ich bin nicht hübsch.«

»Natürlich bist du das. Und seit du schwanger bist, noch viel mehr. Du strahlst richtig von innen.«

»Findest du?«

»Ja, natürlich. Würde ich es sonst sagen? Und in deinem Kleid heute siehst du sogar umwerfend aus.«

Endlich lächelte sie wieder. »Danke. Das habe ich selbst genäht.«

Ich half meiner Frau in den Mantel. »Noch ein Grund mehr, dich heute der Öffentlichkeit zu präsentieren. Und jetzt hopp hopp. Wir müssen meinen Vater noch abholen.«

Zwei Stunden später war das Fest in vollem Gange.

Mein Schwiegervater trohnte in der Mitte einer Tafel in Hufeisenform. Rechts von ihm saß seine Frau und weitere Verwandte, links von ihm Marianne und dann ich, neben mir mein Vater. Bis auf den letzten Stuhl war jeder Platz in dem großen Saal besetzt. Es wurde geplappert, gelacht, getrunken und geraucht.

Ich kann nicht sagen, wer sich in dieser großen Runde unwohler fühlte: Meine Frau oder mein Vater. Beiden stand der Schweiß auf der Stirn, wenn auch wahrscheinlich aus völlig unterschiedlichen Gründen. Ich überlegte mir noch, wen von beiden ich zuerst nach seinem Befinden fragen sollte, da nahm mein Schwiegervater mir diese Entscheidung ab. Er erhob sich und schlug mit dem Messer an sein Weinglas. Nach und nach kehrte Ruhe in den Saal ein, bis nur noch hier und da ein Flüstern hörbar war.

»Meine lieben Geburtstagsgäste«, begann mein Schwiegervater mit einem zufriedenen Lächeln im

Gesicht, »ich möchte euch allen ganz herzlich danken, dass ihr an diesem besonderen Tag meiner Einladung gefolgt seid. Bevor es ans köstliche Essen geht, möchte ich noch eine Neuigkeit verkünden, die mir eine ganz besondere Freude bereitet. Genaugenommen könnte ich mir kein schöneres Geburtstagsgeschenk vorstellen.« Er drehte sich zu Marianne und mir um. Ich hatte eine Ahnung. Aber bevor diese auch nur in irgendeiner Form mein Denkvermögen erreichen und reagieren lassen konnte, war es schon passiert. »Meine wunderbare Tochter Marianne bekommt ein Kind und macht mich auf diese Weise im nächsten Frühjahr zum glücklichen Großvater.«

Ein Raunen ging durch die Menge.

Marianne zuckte zusammen. Meine Schwiegermutter Gertrude sog scharf die Luft ein und schloss die Augen. Ich wusste nicht, ob sie ein Stoßgebet gen Himmel schickte oder ihren Mann verfluchte.

Kannte Kurt denn seine Tochter nicht? Wusste er nicht, wie sehr sie es hasste, im Mittelpunkt zu stehen? Anscheinend war ihm das nicht bewusst, denn die Vorstellung war noch nicht zu Ende. »Na komm, meine liebe Tochter. Nimm deinen alten Vater in den Arm.«

Marianne starrte wie ein aufgeschrecktes Reh in die Runde. Ich fürchtete, sie würde wie ein eben solches schnell davonrennen, und so gab ich ihr unter dem Tisch versteckt einen leichten Stoß gegen den Oberschenkel, welcher sie aus der Trance erwachen ließ. Schwankend stand sie auf, fand aber gerade noch Halt, bevor sie ihr Kleid glattstrich und ihren wartenden Vater in die Arme nahm.

»Du wirst Vater? Und das erfahre ich erst

jetzt? Auf diese Art?«, wisperte mein eigener Vater mir zu.

»Wir wollten eigentlich noch den heutigen Tag abwarten, bis wir es allen sagen. Bisher hatte es außer Marianne und mir nur Gertrude gewusst«, gab ich zurück. Sie hatte sicher geplaudert. Wir hätten wissen müssen, dass sie ihrem Mann solch eine Neuigkeit nicht hatte vorenthalten können.

Kurt hielt Marianne fest, während durch die Gäste Applaus und sogar Pfiffe gingen. Er genoss diesen Augenblick, bei Marianne sah es eher so aus, als klammere sie sich hilfeschend an ihren Vater, nur um sich vor der Öffentlichkeit verbergen zu können. War der Abend bisher nur unangenehm gewesen, wusste ich, dass er ab sofort furchtbar werden würde. Was Kurt Höfer gerade angerichtet hatte, würde ich ausbaden müssen. Ich seufzte.

Nur widerwillig ließ Marianne sich von Kurt wegschieben. Als sie endlich wieder saß und unter dem Tisch nach meiner Hand gegriffen hatte, die sie nun fast zerquetschte, sagte mein Schwiegervater: »Und nun: Das Buffet ist eröffnet!«

Wieder brandete Applaus auf, und in die Gäste kam Bewegung.

Die Drei-Mann-Band spielte *Ein Bett im Kornfeld*. In solch ein Versteck wünschte ich mich gerade auch. Ein Großteil der Gäste machte einen Umweg an unserem Tisch vorbei und gratulierte uns überschwänglich. Hätte sich ein Loch unter unserem Tisch befunden, wäre Marianne dort sicherlich hineingeklettert und auf Nimmerwiedersehen verschwunden.

»Ach nee, wat is dat schön, dat ihr ein Bäby

kriegt! Ganz herzlichen Glückwunsch. Der Günter hätte sich sicher gefreut«, sagte eine alte Frau mit grau-lila Haaren, die ich noch nie zuvor gesehen hatte. Und wer Günter war, wusste ich schon mal gar nicht.

Gertrude erschien hinter der ominösen alten Dame. Sie legte fast schon ein bisschen grob ihre rechte Hand auf deren zerbrechliche Schulter und sagte laut: »Tante Ottilie! Schön, dass du da bist Wir haben uns ja noch gar nicht begrüßt!«

Tante Ottilie drehte sich herum und schaute der fast einen Kopf größeren Frau ins Gesicht. »Ach nee, Trudchen, wat hat ihr et schön hü! Und dann die jode Nachricht mit dem Bäby! Wo doch dat Luischen irz vor e paar Johr einfach davunjeloofe es! Da freut ihr üch sicher umso mih. «

»Vielen Dank, liebe Tante. Am allerbesten heute Abend ist das Essen, das solltest du dir auf keinen Fall entgehen lassen. Es wird gleich sicher voll am Buffet.« Meine Schwiegermutter deutete auf die mit den köstlichsten Speisen beladenen Tische schräg gegenüber der Band.

»Oh, Kindchen, da haste sicher recht. Da werd ich mal schnell hingehen.«

Gertrude verdrehte die Augen und wandte sich gleich nach ihrem Verschwinden an Marianne und mich. »Es tut mir leid. Das hätte nicht passieren dürfen.«

»Ach, so schlimm ist Tante Ottilie gar nicht«, sagte ich mit einem Lächeln, um die Situation ein bisschen aufzulockern.

»Das meine ich nicht.«

Mein Vater stand von seinem Platz auf. »Ich

werde mir auch mal etwas zu essen holen. Setz dich doch so lange, Gertrude.«

Meine Schwiegermutter ließ sich das nicht zweimal sagen. Sie griff mit der Hand über meinen Schoß hinweg nach der Hand ihrer Tochter. »Wie geht es dir, Kind?«

Die Frage war überflüssig. Marianne war blass, sie schaute hektisch umher. »Nicht gut, Mutter. Warum hat Papa das gemacht?«

Gertrude schaute auf ihren Mann, der am Buffet stand und einem Kollegen aus dem Schützenverein lachend auf die Schulter klopfte. »Ich denke, er ist einfach unfassbar stolz. Er hat nicht nachgedacht, was er damit anrichtet. Und ich hätte wissen müssen, dass es soweit kommt. Die Hauptschuld liegt also bei mir. Ich schwöre euch, ich habe versucht, die Schwangerschaft für mich zu behalten. Aber vor ein paar Tagen hat er mich dabei überrascht, wie ich in einem Buch mit den schönsten Vornamen geblättert habe. Das sollte eigentlich ein Geschenk zu eurem Hochzeitstag werden. Er hat so lange nicht aufgegeben, bis ich mit der Sprache herausgerückt bin. Es tut mir leid, Kinder. Wirklich.«

Das glaubte ich ihr. Sie schaute genauso bedröppelt drein, wie ich mich fühlte. »Schon gut«, sagte ich und lächelte ihr zu, so gut es ging.

»Da das Kind ja jetzt schon in den Brunnen gefallen ist, müssen wir das Beste draus machen. Sei tapfer, Mädchen.« Gertrude tätschelte noch einmal Mariannes Hand, bevor sie sich mit strahlendem Lächeln zu ihrem Mann ans Buffet gesellte und tat, als wäre nie etwas gewesen.

»Ich möchte nach Hause, Martin.« Mariannes

Augen schimmerten feucht.

»Was? Marianne, nein! Das geht jetzt nicht. Du hast gehört, was deine Mutter gesagt hat. Wir müssen das beste draus machen. Wenn wir jetzt, nach der Ankündigung deines Vaters, die Feier verlassen, sorgt das für einen Skandal«, sagte ich.

»Aber mir geht es nicht gut!« Sie klang wie ein trotziges Kind. Die ersten Tränen liefen die Wangen herunter.

»Ich weiß. Lass uns noch zwei, drei Stunden bleiben. Jetzt ist es auf jeden Fall noch zu früh.«

Marianne sagte nichts mehr und schaute still auf die strahlend weiße gestärkte Tischdecke.

»Ich hole mir jetzt etwas zu essen. Soll ich dir was mitbringen?«

Meine Frau schüttelte den Kopf.

Ich gesellte mich zu meinem Vater ans Buffet, der sich auf diesem Fest wahrscheinlich genauso verloren vorkam wie meine Frau.

»Wann ist es denn soweit?«, fragte er, während er sich mehrere Spargel-Schinken-Röllchen auf den Teller legte.

»Ende April«, gab ich knapp zur Antwort.

»Freust du dich denn wenigstens?«

»Vater! Natürlich! Was ist denn das für eine Frage?«

»Eine berechnete, wie ich finde. Ich verstehe bis heute nicht, warum du dieses Mädchen geheiratet hast. Wo doch dein Herz für ihre ältere Schwester geschlagen hat.«

Als mein Vater so völlig unvorbereitet Luise erwähnte, spürte ich einen leichten Stich im Herzen. Mein Vater war nie ein Mann der großen Gefühle

gewesen. Ich hatte nicht damit rechnen können, dass er mich jemals darauf ansprechen würde. Ich räusperte mich und sagte leise, damit niemand der umstehenden Gäste zuhören konnte: »Aber Luise hat mich verlassen. Nicht nur mich, auch ihre Schwester. Marianne ist eine gute Frau. Und wir werden Eltern. Nichts anderes zählt.«

Mein Vater lächelte. »Wenn du meinst, mein Sohn.«

Ich kam nicht dazu, zu hinterfragen, was er damit meinte. Ein weiblicher Stammgast kam mit ausgestreckter Hand auf mich zu. »Glückwunsch, Maier! Sie werden Vater! Das ist doch mal eine hervorragende Nachricht.«

Ich nahm die ausgestreckte Hand an. »Vielen Dank.«

»Aber nicht, dass unter dieser neuen Aufgabe ihre gute Arbeit leidet! Ich habe gehört, sie wollen an Silvester ein großes Fest im Höfers machen?«, fragte sie.

Ich freute mich, dass sie ausgerechnet danach fragte. »Ja, richtig. Es ist geplant, das Hotel an Silvester nur für unsere Stammgäste und ihre Familien zu öffnen. Als spezielles Dankeschön, sozusagen. Es wird eine einheimische Band spielen und ein spezielles Buffet geben.«

»Sehr schön. Ich bin sicher, es wird ganz wunderbar werden.« Sie tätschelte meine Hand.

Mein Vater beobachtete die Szenerie missbilligend. Zufrieden stellte fest ich, dass er zurück zu unserem Tisch ging und Marianne Gesellschaft leistete.

Um Mitternacht machten Marianne und ich uns auf den Nachhauseweg. Da ich einiges getrunken hatte, ließen wir das Auto stehen und fuhren mit dem Taxi heim.

Bestürzt musste ich feststellen, dass sich Mariannes Zustand im Laufe des Abends nicht gebessert hatte. Während der gesamten Autofahrt sagte sie nichts und starrte abwesend aus dem Fenster.

»Das war ein schöner Abend, findest du nicht?«, versuchte ich, meine Frau aufzuheitern. Wir standen mittlerweile vor der Wohnungstür, welche sie mit ihrem Schlüssel aufschloss.

»Ja, es war ganz nett. Bis auf ...«, begann sie.

»Bis darauf, dass dein Vater die Baby-Bombe platzen ließ. Das war wirklich nicht schön. Aber davon mal abgesehen – abgesehen: Ich konnte viele Kontakte knüpfen, Ideen austauschen – für mich und das Hotel war es ein voller Erfolg.«

Wir betraten die Wohnung und ich nahm meine Frau in den Arm. »Hey, nun lach doch mal! Du wirst Mama. Die schönste Mama auf Erden. Und mich machst du zum stolzesten Papa weit und breit. Gut, das weiß jetzt die ganze Welt. Aber ist das denn so schlimm?« Der Alkohol ließ mich übermütig werden.

Marianne lächelte gequält. »Denkst du wirklich so?«

»Natürlich. Würde ich es sonst sagen?«

Darauf erwiderte Marianne nichts mehr. Vorsichtig entwand sie sich meinem Griff. »Ich gehe jetzt besser ins Bett. Mir geht es wirklich nicht gut.«

»Tu das. Schlaf gut. Ich komme gleich nach.«

Gegen fünf Uhr wurde ich durch ein ungewöhn-

liches Geräusch geweckt. Als ich im Dunkeln die andere Bettseite abtastete, war sie leer. Und dann hörte ich wieder dieses Geräusch. Ein Schluchzen.

»Marianne?«, rief ich.

Das Schluchzen wurde lauter. Schnell sprang ich auf, was mir mein vom Alkohol angeschlagener Kreislauf übelnahm. Als das graue Kriseln vor meinen Augen nachließ, verließ ich das bereits offene Schlafzimmer und lief über den Flur ins Bad. Dort fand ich Marianne im Stockdunklen vor. Das Licht aus dem Flur, welches ins Zimmer fiel, verriet mir, dass meine Frau zitternd, nur in ihrem Nachthemd bekleidet, auf der Toilette hockte und weinte.

»Um Himmels Willen, Marianne! Was ist denn los?« Ich schaltete das Badezimmerlicht an. Marianne hielt sich durch die unerwartete Helligkeit die Augen zu.

»Es ist weg, Martin!«, schluchzte sie.

Ich hockte mich vor sie. »Was ist weg, Liebes?«

»Ich blute! Ich blute so schlimm!«

Etwas in meinem Innern fühlte sich an, als würde etwas lange Vergessenes mich schmerzen, mit dem nackten Finger auf mich zeigen.

»Bist du sicher?« Ich nahm ihre Hände vom Gesicht, sodass sie mich ansehen musste.

»Ja. Alles ist voller Blut! Das Baby ist weg!«

Mittlerweile zitterte ich genau wie sie. Doch ich musste nun einen klaren Kopf bewahren.

»Bleib, wo du bist. Ich rufe einen Krankenwagen.«